economy
Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

13. 4. 2007 I € 2,30
N° 32 I 2. Jahrgang

Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

Tiere: Die Insekten des Kapitals
Dossier ab Seite 25

Kopierwerke: Tierklonen ist heute Alltag
Forschung Seite 3

Kulturtechnik: Blogs und Wiki statt Bücher
Technologie Seite 9

Gassi gehen: Zeitnot fördert neue Berufe
Leben Seite 29

Europa wird zur Tropenzone

Der UNO-Klimabericht verheißt eine düstere Zukunft. Die globale Erwärmung droht die Tier- und Pflanzenwelt auszurotten. Der Mensch erhitzt die Erde. Ein Gegensteuern ist unbedingt notwendig.

Thomas Jäkle

Der italienische Wein Barolo aus der Pfalz, Ananas aus dem Weinviertel und Burgenland, fruchtig süße Kiwis aus Kärnten oder auch der Bau von solarenergiegespeisten Häusern sowie Passivhäusern – das sind die ersten Traumvorstellungen von Superoptimisten, die der weltweiten Klimaerwärmung auch positive Seiten abgewinnen wollen.

Spätestens, seit der UNO-Klimabericht veröffentlicht wurde, müsste den Menschen dämmern, dass es Zeit ist, gegen den schon weiter fortgeschrittenen Prozess der Erderwärmung als bisher erwartet konkrete Maßnahmen zu ergreifen. Der UNO-Klimabericht, in dem China, Russland, die USA, aber auch Saudi-Arabien ihren Einfluss geltend gemacht haben, damit die Warnungen nicht so scharf ausformuliert werden, spricht dennoch eine eindeutige Sprache. Beobachter und Teilnehmer der Sitzungen orteten bei den Sitzungen und anlässlich der Präsentation der Ergebnisse eine Atmosphäre, die einem merkwürdigen Mix aus Kindergarten und Diplomatie glich.

Überschwemmungen, Hitzeperioden, das Schmelzen von Gletschern, der Anstieg des Meeresspiegels, eine Zunahme von Hochwasser im Winter oder regelmäßige „Jahrhundertstürme“ werden in der Zukunft in Regionen auftreten, die bisher von derartigen Naturgewalten verschont geblieben sind. Und der Tropengürtel wird sich bis in die bislang kühleren Regionen – unter anderem auch nach Mitteleuropa – vorschieben.

Bis zu 30 Prozent aller Tier- und Pflanzenarten sollen vom Aussterben bedroht sein, wenn die globale Durchschnittstemperatur um 1,5 bis 2,5 Grad steigen wird, hieß es in der Urfassung des UNO-Klimaberichts (Intergovernmental Panel on Climate Change, IPCC). Im Endbericht sei genau diese Stelle auf Drängen verschiedener Sitzungsteilnehmer abgeschwächt worden. Der Bericht geht von einer globalen Erwärmung von rund zwei bis drei Grad bis zum Jahr 2050 aus.

Eine weitere Folge davon wird die Verbreitung von Tropenkrankheiten wie Malaria und anderen Fieberkrankheiten sein. Aber auch zuletzt erfolgreich bekämpfte Epidemien, die in verschiedenen Regionen seit Langem nicht mehr aufgetreten sind, könnten wieder verstärkt um sich greifen.

Der Weltklimarat IPCC, zu dem 2500 Forscher und 450 Hauptautoren in einem Zeitraum von sechs Jahren ihre Ergebnisse beitrugen, präsentierte seinen vierten Klimabericht in drei Teilen. In einer Grafik wollten die Forscher den Zusammenhang der Erhöhung der Temperaturen mit den absehbaren Auswirkungen auf globaler Ebene darstellen. Den Delegationen aus Saudi-Arabien und China ging dies aber zu weit.

„Kein Wunder“, kommentierten Experten das Verhalten der großen Nationen. Einer der Co-Autoren aus den USA meinte lapidar: „Wer viel Öl verkauft und viel Kohle verbraucht, den interessieren die harten Aussagen zum Klimawandel nicht.“ Der mit der Sitzung beauftragte Ratsleiter Martin Parry erklärte: „Es gab viel Spannung, und wir haben viel verloren.“

Ganze Welt betroffen

Betroffen von den Folgen der globalen Erwärmung sind dem IPCC zufolge Mrd. von Menschen. Dramatisch sind die Auswirkungen demnach für Afrika, wo bis 2020 vermutlich bis zu 250 Mio. Menschen unter Wassermangel zu leiden haben werden. An die 3,2 Mrd. Menschen weltweit, so die Schätzungen, könnten bis zur Mitte des Jahrhunderts unter Wassermangel leiden. In einigen Ländern werden die Ernten um die Hälfte zurückgehen. Tödliche Wirbelstürme, Hitzewellen, Buschbrände sowie Missernten mit enorm wirtschaftlichen Folgen werden die USA und Kanada zu befürchten haben. In Asien müsse man davon ausgehen, dass es infolge der Gletscherschmelze – wie etwa in der Himalaya-Region – ebenfalls zu heftigen Überschwemmungen kommen kann. Etliche Südseeinseln würden aufgrund des Anstiegs des Meeresspiegels überspült werden.

In Lateinamerika sind besonders die tropischen Urwälder entlang des Amazonas betroffen. Sie werden sich in Savannen verwandeln. Die Folge davon wird das Aussterben zahlreicher Tierarten sein. Versalzung und Versteppung sind in trockeneren Gebieten zu erwarten. Die Fischbestände des Südostpazifik werden sich weiter verschieben.

Größere Gesundheitsrisiken haben die Bewohner Südeuropas in Folge von Hitzewellen, mehr Flächenbränden und der Gefährdung ihrer Ernten zu erwarten. Zu weniger Kälteperioden wird es in Mittel- und Nordeuropa kommen. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob die Menschen dort sowie in Sibirien sogar vom Klimawandel profitieren können. „Für ein paar Jahrzehnte wird es ein paar Gewinner geben“, bestätigte denn auch Rajendra Pachauri, der Chef des Wissenschaftsrats IPCC.

Fortsetzung auf Seite 2

Die kleine Tierschau

Tierisches erwartet Sie in unserer Ausgabe 32 als Schwerpunkt. Zehn Jahre, nachdem das Klonschaf Dolly für Furore gesorgt hat, hat das Klonen noch immer mit größeren Problemen zu kämpfen. Einfacher, aus dem Zoohandel wollen sich Herr und Frau Österreicher bedienen. Das Tierschutzgesetz macht den Händlern dabei fast einen Strich durch die Rechnung. Der Kunde steht neuerdings nicht nur auf Hund und Katz. Exotisches muss her. Am besten von ganz weit her und verboten soll es sein, derartige Tiere einzuführen. Viel Bares wird ohne offizielle Papiere hingeblättert. Mit

Tricks wird manches Federvieh oder Reptil an den Gesetzeshütern vorbeigeschleust. Schon da ist hingegen die Heuschrecke. Mutiert vom Zinskrebs oder Parasiten umgibt sie sich mit der Aura, die so unwiderstehlich macht. Dass ein Kunstpelz nicht immer verspricht, was er hält, ist ein Kuriosum. Die Globalisierung macht es möglich, dass dort, wo Kunstfelle angeboten werden, Fell von Katzen und Hunden made in China als Billigware in den Westen kommt. Wer glaubt, ein Alphatier zu sein, der könnte als Dogsitter versuchen, sein Ding aufziehen. Viel Spaß.

Thomas Jäkle

Quickonomy

Nachrichten

Brummer in akuter Gefahr 4
In den USA sterben Bienen „wie die Fliegen“. Auch Europa leidet unter diesem Phänomen. Der Imkerverband entwarnt.

Wilde Bärenromantik 6
Bruno ist tot, es lebe Knut – die Starbärmania ist nicht zu stoppen.

Schnell wie ein Fisch 12
Die Anatomie von Fischen stellt eine beliebte Vorlage für die Erforschung von Aerodynamik dar.

Auf Hund und Katz gekommen 13
Der Handel mit Tieren, Futter und Accessoires ist ein lukratives Geschäft. Dennoch rumort es in der Branche.

Fremde Haut am Körper 27
Kunstpelze haben mit Fellen tierischen Ursprungs oft viel gemein.

Kommentare

Abgebrüht und älter 16
Der Pelz ist wieder auf den Laufstegen, und die Spraydosen bleiben daheim.

Schön bloggen und laut bellen 16
Der Rummel um Bloggen, Googeln oder Abtauchen ins Internet ist mehr Exhibitionismus denn Kulturtechnik.

Von der Natur lernen 16
Eine Erkenntnis, die von Management-Beratern gern strapaziert und ebenso oft missverstanden wird.

Der Mensch ist das Problem 32
Kampfhunde-Diskussion hin oder her: Auf den Hundehalter kommt es an.

Hund statt Kind? 32
Tiere als Kinderersatz sind beliebt. Das Rollenverhalten passt sich an.

Standards

Special Innovation ..... ab 17
Zahlenspiel 14
Dossier ..... ab 25
Schnappschuss 30
Reaktionen auf *economy* 31
Test 31
Beratereck 32

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/13
Geschäftsführender Herausgeber: Christian Czaak
Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake)
Redaktion: Christian Ellison, Astrid Kasparek (ask), Klaus Lackner (kl), Antonio Malony, Alexandra Riegler, Jakob Steuerer, Hannes Stieger, Christine Wahlmüller
Autoren: Beatrix Beneder, Lydia J. Goutas, Manuela Hager, Christoph Huber, Gregor Lohfink, Karin Mairitsch
Illustrationen: Kilian Kada, Carla Müller
Titelbild: dpa/Martin Gerten
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl

Druck: Luigard, 1100 Wien
Internet: www.economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0
Druckauflage: 30.000 Stück
E-Mail: office@economy.at
Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz: Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at

Angewandte Forschung: FFG verzeichnet Rekordbilanz für 2006

Forschung braucht noch ein wenig „Fresh Money“

FFG-Kalkulation für 2008: Es fehlen noch 45 Millionen Euro.

Thomas Jäkle

Direkte Forschungsförderung von Unternehmen ist wichtig, um mit höherwertigen Produkten zu reüssieren. Foto: FH OÖ

Angewandte Forschung ist genauso wichtig wie die Grundlagenforschung, direkte Förderung mindestens genauso wichtig wie indirekte – so lautet die Erfolgsformel von Henrietta Egerth, Geschäftsführerin der Forschungsförderungsgesellschaft (FFG). Es geht darum, die Begehrlichkeiten zu definieren. Im Budgetentwurf für 2007/2008 sieht die FFG als Geldvergabestelle für angewandte Forschung Nachbesserungsbedarf, um auch die nachhaltige Forschungsförderung für Unternehmen zu gewährleisten. In Zahlen heißt das: Aus derzeitiger Sicht fehlen rund 45 Mio. Euro für das Jahr 2008. „Aus dem Entwurf des Doppelbudgets ist nicht ersichtlich, wie diese Lücke geschlossen werden kann“, erklärt FFG-Geschäftsführer Klaus Pseiner.

Im Jahr 2007 sollen die Bundesmittel für Forschungs- und Entwicklungsausgaben um 13,4 Prozent erhöht werden. Im Jahr 2008 sollen es laut Budgetentwurf nur noch 3,3 Prozent sein. Wie viel dem FFG zufließen soll, ist noch nicht geklärt. Jedenfalls plant die FFG, 2007 das Fördervolumen um 80 Mio. auf 529 Mio. Euro zu erhöhen. Im Jahr 2008 soll der Zuwachs ebenso rund zehn Prozent betragen. 576 Mio. Euro sollen an Unternehmen vergeben werden.

Wie die Finanzierungslücke von 45 Mio. Euro geschlossen werden soll, ist noch offen. Unklar ist auch, wie viel Geld aus dem Klima- und Energiefonds noch zur FFG strömen wird. Im günstigsten Fall wären es 17 Mio. Euro. Weitere 100 Mio. Euro sind derzeit beim Finanzministerium geparkt, deren Verwendung auch noch nicht geklärt ist. Und zusätzliche 60 Mio. Euro hat der Forschungsrat als Sondermittel beiseitegelegt. Verwendung ebenso noch offen. Die diesbezüglichen Begehrlichkeiten sind naturgemäß groß – nicht nur vonseiten des FFG. Sollte der Finanzbedarf nicht mit „Fresh Money“ gedeckt werden, sieht Pseiner sogar die Erfüllung des Lissabon-Ziels als gefährdet an. Das FFG-Budget müsse nämlich pro Jahr um mindestens zehn Prozent erhöht werden, um die geforderte Forschungsquote von drei Prozent (gemessen am Bruttoinlandsprodukt) bis zum Jahr 2010 zu erreichen.

Im Jahr 2006 bilanzierte die FFG mit einem Rekordergebnis. 1221 Projekte wurden direkt gefördert, was einem Plus von 14 Prozent gegenüber 2005 entspricht. Wertmäßig wurde die Förderung um 20 Prozent auf 371 Mio. Euro gesteigert. Die Beteiligungen wurden um 30 Prozent auf 2113 Projekte erhöht. Etwa 7000 neue Arbeitsplätze, sagt FFG-Chefin Egerth, konnten so geschaffen werden.

Langsamer Stukturwandel

Im Gegensatz zur Empfehlung im „Weißbuch“ des Wirtschaftforschungsinstituts (Wifo), wonach Österreich sich umgehend eine Hightech-Strategie verpassen soll, um künftig mit höherwertigen Produkten wieder in das Spitzenfeld der EU vorzustoßen, glaubt FFG-Chef Pseiner, dass man die Follower-Strategie nicht komplett aufgeben muss. „Wir sind als Follower erfolgreich und können auch so aufholen.“ Ein kompletter Wandel, um eine „Front-Runner-Strategie“ zu verfolgen, sei nicht notwendig. Österreich ist von Platz fünf auf neun zurückgefallen. Wesentlicher Grund dafür war, dass andere Nationen mit höherwertigen Produkten gepunktet haben.

Keine Wasserköpfe

Eine breite Forschungsbasis hat dazu geführt, dass die Verteilung der Forschungsgelder geografisch auch breit gefächert ist. Forschungsintensivste Bundesländer sind die Steiermark (23,6 Prozent der Fördermittel 2006), Wien (21 Prozent) und Oberösterreich (20,5 Prozent). Im Mittelfeld liegen Kärnten, Tirol, Niederösterreich und Salzburg, wohin rund ein Drittel aller Gelder floss. Vorarlberg und das Burgenland haben Nachholbedarf. In beide Länder sind weniger Forschungsgelder geflossen, weil auch die Anträge rückläufig waren.

www.ffg.at

Fortsetzung von Seite 1

Die Aussichten sind dennoch überall gleich schlecht, da die Temperaturen durch den anhaltend hohen Ausstoß von Treibhausgasen insgesamt steigen werden. Für die Polarregionen wird eine Abnahme der Dicke und Ausdehnung der Gletscher, der Eisfelder sowie der Permafrostböden vorausgesagt. Zwar werden kürzere Seefahrtsrouten sowie geringere Heizkosten als Vorteil zu verbuchen sein. Viele Tierarten werden aber aussterben.

„Es wird eindeutig nirgendwo Gewinner geben“, fügte IPCC-Wissenschaftsrat Pachauri hinzu. „Es kann positive Effekte in einigen Bereichen geben, aber sehr negative in anderen“, bestätigte die norwegische Umweltministerin Helen Bjoernoy. Durch wärmere Temperaturen könnten wohl „süßere Äpfel und Kirschen“ wachsen, Kabeljau- und Heringbestände würden jedoch vor der Wärme in nördlichere Gebiete flüchten, was der Fischindustrie großen Schaden zufügen werde.

Skifahren adieu

In Europa könnten demnach Orte wie Bordeaux in Südfrankreich von einem milderen Klima profitieren. Ebenso wie Portland im US-Bundesstaat Oregon und Wladiwostok in Russland, die auf demselben Breitengrad liegen.

Einer früheren Studie der OECD zufolge soll eine Klimaerwärmung, wie sie jetzt im UNO-Bericht prognostiziert wird, dazu führen, dass im alpinen Bereich das Skifahren nur mehr in Regionen ab 1500 Metern Meereshöhe möglich sein wird. Von 666 Skigebieten in Mitteleuropa wären dann gerade noch rund 150 Skigebiete wintersporttauglich.

In Österreich und der Schweiz drohen ebenso die Gletscher zu schmelzen – *economy* berichtete bereits im November 2006 darüber.

Forschung

Gentechnische Kopierwerke

Das Klonschaf Dolly hat 1997 eine neue Ära eingeleitet. Das Klonen von Tieren ist heute Alltag. Pferde, Rinder oder Schweine werden ebenso kopiert wie Mäuse, Katzen oder Hunde. Hauptziele sind Zucht und Genveränderung. Neueste Entwicklung: In den USA sollen Milch- und Fleischprodukte von geklonten Tieren auf den Markt kommen.

Christine Wahlmüller

Schafe spielten schon in der Bibel eine wichtige Rolle. Dass ein Schaf aber gegen Ende des 20. Jahrhunderts eine neue Ära begründen sollte, daran hätte wohl niemand im Traum zuvor gedacht. Und doch: Das Klonschaf Dolly wurde im Februar 1997 der Öffentlichkeit präsentiert. Damit wurde inoffiziell ein neues gentechnisches Zeitalter eingeläutet. Und Dolly wurde quasi über Nacht zum Medienstar. Das leibhaftig gewordene Forschungsprodukt sollte aber mehr als nur Diskussionen in der Gentechnologie entfachen.

Dolly war einzigartig, gerade, weil sie es eben nicht war. Sie war die erste genetische Kopie eines Säugetiers. Schlagartig wurde das schottische Roslin-Institut bei Edinburgh weltberühmt, wo Dolly von den Forschern geschaffen wurde. Das Prinzip, das Schule machte: Mithilfe der Zelle eines erwachsenen Schafs, die ins Embryonalstadium „zurückversetzt" worden war, gelang es, den Klon, also ein genetisch völlig identisches Schaf, zu schaffen. Aus dem Erbgut einer Euterzelle war so ein neuer Organismus entstanden. Die Euterzelle führte indirekt auch zum Namen: Das Tier wurde nach der US-amerikanischen Country-Sängerin und Schauspielerin Dolly Parton benannt, in Anspielung auf ihre üppige Oberweite, was die Künstlerin mit Humor aufgenommen haben soll.

277 Embryos mussten die Roslin-Forscher produzieren, nur einer davon reifte im Leihmutterschaft heran: Dolly. Das Klonschaf löste einen wahren Klon-Boom aus. Bald darauf wurde von genetisch identischen Kopien weiterer Nutztiere berichtet.

Probleme der Klontechnik

Die Bilder der ersten geklonten Haustiere gingen um die Welt. In Deutschland gelang es dem Forscher Eckhard Wolf vom Genzentrum an der Universität München, 1998 nach der „Dolly-Methode" das Klonkalb „Uschi" zu schaffen. An der technischen Prozedur wurde auch in den folgenden Jahren kaum etwas verändert. „Es gibt für jede Tierart unterschiedliche Nuancen", erklärt Wolf. „Aber im Grundsatz ist die Methode die gleiche geblieben." Klone, benannt nach dem griechischen Wort für Zweig, sind genetisch identische Organismen, die durch ungeschlechtliche Vermehrung entstehen.

Noch sind viele Fragen offen. Bekanntlich lebte Dolly nur halb so lang wie ein „normales" Schaf. Im Februar 2003 musste sie im Alter von sechs Jahren wegen einer schweren Lungenerkrankung eingeschläfert werden. Außerdem litt sie an Arthritis sowie Übergewicht. Heute ist das (ausgestopfte) Klonschaf die Attraktion im schottischen Royal Museum in Edinburgh. Viele Klontiere leiden an Fehlfunktionen der Lunge, der Niere oder des Herz-Kreislaufsystems sowie verfrühten Alterserscheinungen.

Wunsch-Tiere aus dem Labor

Im Jahr 2001 erblickte die erste geklonte Katze CC (Carbon Copy, englisch für Durchschlag) das Licht der Welt. Im Jahr 2004 soll eine US-Bürgerin der Firma Genetic Savings & Clone angeblich 50.000 US-Dollar (37.000 Euro) gezahlt haben, um eine genetisch identische Kopie ihrer verstorbenen Katze Nicky zu erhalten. Die Stute Prometea kam 2003 in Italien zur Welt. Forscher versuchen jetzt, gute Renn- und Sportpferde zu kopieren. Im Juni 2006 gab es eine Erfolgsmeldung: Französische Wissenschaftler des Unternehmens Cryozootech bei Paris klonten das viele Jahre

Das Klonschaf Dolly sollte das Schaffen von gentechnischen Kopierwerken forcieren – alles scheint möglich. Foto: dpa/epa Pa Curtis

siegreiche Springpferd E.T. des österreichischen Turnierreiters Hugo Simon. 2005 wurde auch vom ersten geklonten Hund („Snuppy") berichtet.

„Genetische Modifikationen in Tieren unterzubringen – das ist derzeit die Hauptanwendung beim Klonen", sagt Genforscher Wolf. „In der Landwirtschaft werden sich viele Produkte dadurch verbessern lassen." Wolfs Gruppe arbeitet ebenso wie Forscher in den USA daran, Rinder mit BSE-Resistenz zu schaffen. Dazu werden Rinderembryonen geklont, bei denen gentechnisch die Produktion von Prionen ausgeschaltet sind. Eine fehlerhafte Version dieser Eiweiße gilt als BSE-Auslöser. In den USA werden in einem ähnlichen Ansatz Ferkel mit gesünderem Fettsäuremuster geklont. Die Tiere tragen ein zusätzliches Gen. Das vom Gen fat-1 produzierte Enzym wandelt demnach Bauchspeck in gesündere Omega-3-Fettsäuren um, die normalerweise vor allem in Fisch vorkommen. Der nächste große Schritt steht schon bevor. Die Lebensmittelbehörde der USA hat Ende 2006 in einem ersten Entwurf festgestellt, dass Fleisch- und Milchprodukte geklonter Tiere unbedenklich zum Verzehr geeignet sind.

www.roslin.ac.uk
www.lmb.uni-muenchen.de

USECON
The Usability Consultants

let's turn our know how into your success

Usability
User Experience
User Interfaces

Optimierte Kundenzufriedenheit und effizientere Entwicklungen durch effektives Usability Engineering

www.usecon.com

Forschung

Notiz Block

Interaktiver Atlas im World Wide Web

Die Innsbrucker Forschungsstelle für Gebirgsforschung betreibt einen „interaktiven Österreich-Atlas“ im Internet. Über das webbasierte Alpeninformationssystem „Galpis“ können per Mausklick auf Datenbanken beruhende Karten zusammengestellt werden, mit deren Hilfe zum Beispiel Standortanalysen ermöglicht werden. Galpis-Web enthält eine interdisziplinäre Datenbank, aus der etwa Informationen über Artenvielfalt, Landwirtschaft, Bevölkerung und Infrastruktur aller österreichischen Gemeinden abgerufen werden können. So kann etwa ein Händler mit diesem Informationssystem selbstgesteuert Gemeinden ohne Nahversorger, ihr sozioökonomisches und demografisches Potenzial sowie den Anteil der nicht mobilen Bevölkerungsschichten ermitteln. Der Internet-Atlas soll die Optimierung von Standortentscheidungen unterstützen.

Erdbebengefahr im Südpazifik bleibt

Die seismische Aktivität erweist sich im Südpazifik über die vergangenen Jahrzehnte betrachtet als besonders hoch. Die Menschen dort leben demnach in einer extrem erdbebengefährdeten Region. „Das jüngste Beben zählt zu den deutlich stärkeren“, betont der Potsdamer Physiker Jörn Lauterjung vom Geoforschungszentrum. Erdstöße der Stärke 8,0 hatten kürzlich in der Nähe der Salomonen-Inseln einen Tsunami mit zehn Meter hohen Wellen ausgelöst. Ursache für das Beben sei die Verschiebung der Pazifischen Platte gegen die umliegenden Kontinentalplatten gewesen. Nach dem Erdstoß hatte das Tsunami-Warnzentrum auf Hawaii eine Warnung für weite Teile des Südpazifiks ausgegeben. Das in den 1960er Jahren errichtete System sammle Daten an Pegeln in Küstennähe und von Bojen aus, erklärte Lauterjung. Ein ähnliches System errichtet das Geoforschungszentrum derzeit im Indischen Ozean. „Es macht prinzipiell nichts anderes“, sagte Lauterjung, nutze aber zusätzliche Messmethoden wie das Satellitennavigationssystem GPS, um Verschiebungen und Meereshöhen zu messen. Das bestehende System im Südpazifik sei für die Region jedoch ausreichend.

Psychische Krankheiten im Kommen

Fast ein Viertel aller Österreicher leidet im Laufe eines Jahres unter einer psychischen Erkrankung. Zu dieser Schlussfolgerung ist nun die erstmals durchgeführte gesundheitsökonomische Studie „Cost of Disorders of the Brain in Europe“ gekommen. Daraus ergeben sich jährliche Kosten von 7,16 Mrd. Euro, was drei Prozent des Bruttonationalproduktes entspricht. Experten rechnen in den kommenden Jahrzehnten mit einem deutlichen Anstieg der Kosten. Dabei ist der Anteil von Depressionen und bipolaren Störungen (etwa manisch-depressive Personen) mit 2,46 Mrd. Euro am höchsten, gefolgt von Suchterkrankungen mit 1,44 Mrd. Euro. Auf jeden Österreicher entfallen im Schnitt Kosten von 888 Euro pro Jahr.

Gentechnisches Kartenspiel

Der Verein „Dialog Gentechnik“ fordert zur Diskussion am Kartentisch auf. Das Kartenspiel spricht die Kontroverse rund um die „Grüne Gentechnik“ an und soll den Mitspielern ermöglichen, komplexe Aspekte zu gentechnisch veränderten Pflanzen in Kleingruppen zu erörtern und Streitpunkte aufzuzeigen. Das Kartenspiel zur „Grünen Gentechnik“ entspricht dem Format Democs (Deliberative Meeting of Citizens), das die Erörterung komplexer Themen fördert. *APA/red*

Brummer in akuter Gefahr

In den USA sterben die Bienen „wie die Fliegen“. Auch Europa leidet am Bienensterben. In Österreich haben es die Honiglieferanten noch gut. Laut Imkerverband besteht kein Grund zur Sorge.

Christine Wahlmüller

Frühling ist’s, jetzt finden die Bienen genug Blüten und Pollen. Doch durch den heurigen milden Winter sind die Bienen auch schon in den vergangenen Monaten viel ausgeflogen. „Verläuft die Wintersaison kalt, verbringen die Bienen den Großteil der Zeit im Stock und leben länger“, weiß Josef Ulz, Präsident des österreichischen Imkerbunds. Frühlingshaftes Wetter birgt eine Gefahr: Viele Ausflüge bringen Unruhe ins Bienenleben – die fleißigen Honiglieferanten sterben dann früher. Außerdem sind auch zehn bis zwölf Grad für die Bienen noch relativ kalt, „manche schaffen es dann nicht mehr zurück“, nennt der Tiroler Imker Josef Bramböck, Vizepräsident des Imkerverbandes, eine weitere Gefahr für die Bienen. Die Entwicklung der „Bienensaison“ ist in Österreich regional sehr unterschiedlich, auch was die Erträge anbelangt. Bramböck besitzt 38 Bienenvölker, die im Durchschnitt pro Saison 15 bis 20 Kilogramm Honig liefern. „In Niederösterreich liegen die Erträge höher als etwa bei uns in Tirol“, erklärt Bramböck.

Imkerkollege Josef Ulz prognostiziert für heuer aufgrund des milden Winters einen kurzfristigen Populationsknick, denn es dauert eine Weile, bis die jungen Bienen wieder herangewachsen sind und ihre zu früh gestorbenen Artgenossen ersetzen. Grund zur Besorgnis bestehe derzeit nicht. Laut Ulz könnten die Bienenvölker spätestens bis zum Herbst wieder auf ihre alte Größe angewachsen sein. „Die Bienen erholen sich schnell, vor allem, weil ja die Kirschenblüte, die für sie besonders wichtig ist, jetzt beginnt“, ist Bramböck noch optimistischer.

Dramatischer Artenverlust

Wird landläufig von der Biene gesprochen, ist übrigens die „Westliche Honigbiene“ (Apis mellifera) gemeint. Ihr ursprüngliches Verbreitungsgebiet waren Europa, Afrika und der Nahe Osten. Erst im Zuge der Kolonialisierung wurde die Biene weltweit durch die Europäer verbreitet. Heute warnen Wissenschaftler vor einem dramatischen Rückgang der Vielfalt von Bienenarten. Nach einem Bericht in der Fachzeitschrift *Science* sank die Vielfalt der Bienen, die auf bestimmte Pflanzen spezialisiert sind, in Großbritannien im Durchschnitt um 52 Prozent, in den Niederlanden sogar um 67 Prozent. Schuld sind immer mehr Bakterien und Viren, die etwa vom bekannten, aus Asien stammenden Bienenparasiten, der Varroa-Milbe, übertragen werden. Schlimm ist die Wechselwirkung, denn die Pflanzen, die auf die Bestäubung durch die Bienen angewiesen sind, leiden ebenfalls darunter und werden weniger.

Bienen sind Honigspender und Kommunikatoren, neuerdings auch Umweltpolizei. Forscher testen ihre Duftwahrnehmung. F.: Photos.com

„Die Zahl der Bienen geht eindeutig zurück“, erklärte die Umweltforscherin Jane Memmott von der Universität Bristol. „Viele der auf die Pollen weniger Pflanzenarten spezialisierten Bienen dürften in den kommenden Jahrzehnten aussterben“, resümierten Jacobus Biesmeijer und William Kunin von der britischen Universität Leeds. Sie hatten fast eine Mio. Daten über die „Bestäuberdienste“ von Bienen und anderen Insekten gesammelt. Ihre Arbeit ist Teil eines europäischen Forschungsprojekts zur Artenvielfalt in der Natur namens Alarm (Assessing Large Scale Risks for Biodiversity with Tested Methods).

Alarmstimmung herrscht zurzeit in den USA. Bis zu 80 Prozent aller Bienenvölker sollen verschwunden sein. Das in den USA als Colony Collapse Disorder (CCD) bezeichnete Phänomen, das zu einem Zusammenbruch eines Bienenvolkes aufgrund einer (Funktions-)Störung führt, gibt den Forschern etliche Rätsel auf. Ob CCD auch in Europa wütet, ist bis jetzt nicht nachgewiesen. „Bei uns in Österreich gibt es das Bienensterben nicht in diesem Ausmaß“, betont Bramböck. Es sei allerdings wichtig, die Bienen regelmäßig und rechtzeitig zu schützen. „Das passiert in anderen Ländern zu spät“, mutmaßt Imkerbund-Präsident Bramböck.

Die Bienen sind nicht nur Honiglieferanten, sondern auch Bestäuber (wichtig für Obst- und Gemüsebauern) und neuerdings auch „Umweltpolizei“. Der Salzburger Flughafen setzt ab sofort Bienen zum Aufspüren von Schadstoffen ein. Die Bienen sind dafür bestens geeignet, denn sie nehmen eventuelle Schadstoffe direkt über das Wasser, die Luft oder auch indirekt über die Nektar- und Pollenfracht auf. Ein Glas Honig aus einem Bienenstock reicht schon aus, um in Labors Schadstoffe nachweisen zu können. Eine Methode, die allerdings nicht überall ihre Berechtigung hat. „Am Innsbrucker Flughafen funktioniert das sicher nicht, denn da blühen einfach zu wenige Blumen im Umkreis“, winkt Österreichs oberster Imker Bramböck ab.

Bienen haben feinen Riecher

Gut haben es die braven Insekten an der Universität in Konstanz. Mit Blick auf den Bodensee und die Blumeninsel Mainau leben sie (fast) wie im Paradies. Giovanni Galizia, Universitätsprofessor für Zoologie und Neurobiologie, hegt und pflegt die schwarz-gelben Brummer, versucht er doch mit ihrer Hilfe dem Geheimnis des Riechens auf die Spur zu kommen. Konkret geht es darum, wie Bienen Düfte wahrnehmen und in ihrem Gehirn verarbeiten und welche Zellen dabei in welcher Kombination auf bestimmte Gerüche reagieren. „Die Bienen sind unsere Lieblingshelfer“, zollt Galizia den intelligenten Insekten Respekt. Überraschenderweise sind sie den Menschen sehr ähnlich, was Gerüche anbelangt. Die Duftwahrnehmung der Bienen ist für Galizia somit der Schlüssel für die Erforschung des menschlichen Geruchssinns.

www.alarmproject.net
www.biene.cc
www.imkerbund.at
http://neuro.uni-konstanz.de

Forschung

Wissenstransfer: Studenten der österreichischen Hochschulen präsentieren ihre Diplomarbeiten

Altern mit Würde – ein Businessplan

Innovative Projekte für Menschen mit Demenz am konkreten Fall eines Tageszentrums.

Manuela Hager

Es gibt Alternativen zu den herkömmlichen Alten- und Pflegeheimen, nämlich das Wohnen in den eigenen vier Wänden mit unterschiedlichen Unterstützungsangeboten. Eines dieser Projekte ist das Tageszentrum für Menschen mit Demenz, das mit einem Businessplan verschriftlicht wurde.

Der grundlegende Aspekt eines Tageszentrums liegt in der Entlastung der Angehörigen, die durch die Pflege gerontopsychiatrisch und physisch erkrankter Personen an ihre Belastbarkeitsgrenzen gelangen, und um die Aktivierung der Betroffenen und deren Förderung, ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben führen zu können. Der Umzug des Erkrankten in ein Alten- und Pflegeheim soll so vermieden und das Leben so lange wie möglich in gewohnter Umgebung ermöglicht werden, was letztlich auch eine volkswirtschaftliche Kostenreduktion darstellt.

Mehr alte Menschen

Der demografische Wandel hat zur Folge, dass die Gesellschaft einem Alterungsprozess unterworfen ist, der sich im Jahr 2035 in Österreich durch mehr als eine Mio. Menschen im Alter zwischen 75 und 85 Jahren bemerkbar machen wird. Im Jahr 2030 werden hierzulande mehr als 150.000, zehn Jahre später bereits rund 200.000 Menschen mit Demenz leben. Aufgrund der Bevölkerungsprognose des Magistrats Linz ist im Jahr 2015 allein in Linz mit mehreren Tausend an Demenz leidenden Personen zu rechnen. Daher ist es notwendig, dem steigenden Bedarf an innovativen Projekten für ältere Menschen mittels Entwicklung und Umsetzung neuer Konzepte zu entsprechen.

Im Zuge eines Sozialmanagement-Studiums an der Fachhochschule in Linz habe ich während des Auslandspraktikums eine quantitative Befragung mit 86 Mitarbeitern im „Haus Schwansen“ in Rieseby (Deutschland) durchgeführt – das Haus wurde mit dem nationalen und internationalen „Hartmann-Altenpflegepreis“ für die Pflege und Betreuung von Menschen mit Demenz ausgezeichnet. Ebenso wurden Interviews mit sieben Verantwortlichen von Tageszentren in Oberösterreich geführt.

Der Schwerpunkt lag vor allem auf Konzepterstellung und Finanzplanung. Beim inhaltlichen Konzept wurde besonders auf das Raumprogramm sowie die notwendige Raumausstattung und -gestaltung mittels verschiedener Methoden und Instrumente (wie Mitbewerber-Analyse, SWOT-Analyse) eingegangen. Weiters stellen die Therapieformen sowie der notwendige Personaleinsatz einen Schwerpunkt der Konzepterstellung dar, wobei Letzterer – aufgrund der hohen Personalkosten – sich auch in der Finanzplanung als Hauptbestandteil widerspiegelt. Aus den Interviews ergab sich, dass eine Anbindung an ein Alten- und Pflegeheim als vorteilhaft angesehen wird, da die gemeinsame Nutzung der Infrastruktur (wie Garten/Park mit Rundwegen, Therapeuten, diplomiertes Pflegepersonal, Friseur, Fußpflege, Reinigung) vorteilhaft ist. Zudem stellte sich heraus, dass 67 Prozent der Gäste der befragten Tageszentren an einer Form von Demenz (vorwiegend Alzheimer) leiden. Untersucht wurden die verschiedenen Therapieangebote hinsichtlich ihrer Wirkung. Es handelte sich dabei um Milieu-, Ergo-, Musik-, multimediale Kunst-, Verhaltens-/Psycho- und Aromatherapie, basale Stimulation, Kinästhetik, Gedächtnistraining über Brainstorming oder Assoziationen, ROT (Realitätsorientierungstraining) und den Einsatz von Validation, Biografiearbeit und Snoezelen (Wohlbefinden durch steuerbare multisensorische Reize in entsprechend gestalteter Umgebung).

Die Autorin ist Absolventin der Fachhochschule Oberösterreich in Linz im Studiengang Sozialmanagement.
manuela.hager@fh-linz.at
www.fh-ooe.at

Forschung

Wilde Bärenromantik

Bruno ist tot, es lebe Knut – die Bär-Mania ist nicht zu stoppen. Von bärigen Medienberichten und heimischen Pezis.

Astrid Kasparek

Er ist erst vier Monate alt, weltbekannt und bereits Millionär – Deutschlands bäriger Superstar Knut hat dem Berliner Zoo mehr als eine Mio. Euro eingebracht. Der Baby-Bär ist der Star in Printmedien und TV. „Es gibt nix Besseres für Medienmacher als Knut", versichert der Medienpsychologe Peter Vitouch. „Das putzige Bärli muss man nicht verbal beschreiben, er lässt sich hervorragend abbilden, die Story lässt sich perfekt transportieren", so die Erklärung Vitouchs für den gigantischen Medienhype, den der Mini-Eisbär ausgelöst hat: „Das Kleinkindschema spricht den Menschen emotional an, alle lieben Knut." Knut ist mehr als ein Baby-Eisbär: Knut bietet genügend Stoff für ganze TV-Serien: Knut, das arme Waisenkind, von der Mutter verstoßen, von einem Menschen adoptiert. Und: Knut birgt ein brandaktuelles Umweltthema, Knut ist Politik und entzweit Forscher und Tierschützer. Das Abschmelzen der Eisschollen durch die Klimaerwärmung bedroht den Lebensraum der Eisbären. „Umso tröstlicher ist, dass Eisbären in Zoos geboren werden, überleben und eine Zukunft haben können", sagt Vitouch.

Knut kommt auch für die Österreicher zur rechten Zeit. Tierbabygeschichten sind Mangelware. Elefantenbaby Abu ist aus den Kinderschuhen herausgewachsen, er hat noch dazu seinen Pfleger getötet. Ein Tigerbaby ist gerade nicht verfügbar und – Knut ist willkommener Nachfolger von Bruno.

Österreichs Bär Bruno

Der Braunbär JJ1, vulgo Bruno, hat im Vorjahr in Österreich eine Bären-Mania ausgelöst. Bruno war im Gegensatz zu Knut aber kein kuscheliger Teddybär, zu oft hat er sich an Hühnern und Schafen vergriffen. Er wurde gnadenlos gejagt und in Bayern mit Genehmigung der Regierung erschossen. Die Trauer um Lieblingsbär Bruno war grenzenlos. Die Erklärung des Medienpsychologen für die Emotionen, die der Mensch Bären entgegenbringt: „Anders als bei Exoten aus Afrika und Asien gibt es Bären auch hierzulande in freier Wildbahn – man kennt sie, auch aus Märchen. Sie sind zwar etwas gruselig, aber vertraut", analysiert Vitouch.

Brunos Mutter Jurka lebt im italienischen Trentino, wo sich derzeit 20 bis 25 Bären aufhalten, schätzt Christoph Walder, Leiter des Bärenprojektes des World Wide Fund for Nature (WWF). Jurka wurde mit einem Peilsender ausgestattet, um sie davon abzuhalten, sich zu nahe an Siedlungen Norditaliens heranzuwagen. Dadurch sind die drei Geschwister von Bruno ebenfalls jederzeit zu orten. Sind sie genauso wanderfreudig wie ihr Bruder, kommen sie auch nach Österreich. „Wir würden das natürlich begrüßen, die Bärenpopulation ist derzeit so gering, dass der Weiterbestand in Österreich nicht gewährleistet ist", betont Walder.

Österreichs Bärenbestand ist gefährdet. Medienstar und Millionär Knut ist das ziemlich egal. Foto: EPA

Forscher auf der Bärenfährte

Die genaue Anzahl von Bären, die in Österreich außerhalb von Tiergärten leben, ist unbekannt. 1989 hat der WWF ein Bären-Wiederansiedlungsprojekt gestartet, um einen langfristigen Bärenbestand zu gewährleisten. Dem alteingesessenen Ötscherbären wurde ein Weibchen zur Seite gestellt. Er und zwei weitere Tiere haben auch brav für Nachwuchs gesorgt. Von den 31 Jungbären ist jedoch heute die Hälfte spurlos verschwunden. „Tatsächlich konnten wir im Vorjahr nur fünf Bären genetisch nachweisen", bestätigt Walder. Der WWF hat begonnen Gründe für das spurlose Verschwinden der heimischen Bären zu erforschen. Theorien reichen von illegalen Abschüssen über Epidemien bis zu Abwanderung. „Es wurden aber weder Bären-Kadaver noch Spuren für Abwanderung wie etwa gerissene Hasen oder geplünderte Bienenstöcke gefunden", meint Walder. Eine Bestandserfassung der Bärenpopulation und verstärkte Überwachung der Tiere sollen dabei helfen, das Rätsel zu lösen. Implantierte Peilsender wären dabei ein frommer Wunsch der Forscher, um den Bären nachzustellen. Weiters will der WWF mit der slowenischen Regierung kooperieren. In Slowenien leben zwischen 300 und 500 Bären, von denen einige nach Österreich zuwandern müssten, damit durch genetische Vermischung ein gesunder Bestand in Österreich gesichert ist. Die WWF-Experten hoffen, dass ihr Protest gegen die hohen Abschussquoten der Slowenen gehört wird.

Weder Teddy noch Bestie

„Um ein Überleben der Bären in Österreich zu gewährleisten, muss auch Aufklärungsarbeit geleistet werden", meint WWF-Experte Walder. Es mangelt an Akzeptanz der Bevölkerung gegenüber den pelzigen Grenzgängern. Ein realistisches Bild müsse geschaffen werden. Bären sind weder kuschelige Teddys noch blutrünstige Bestien. Ein Zusammenleben zwischen Bär und Mensch ist problemlos, wenn man die Tiere in Ruhe leben lässt.

„Wenn die Knut-Mania zu einem wachsenden Interesse an Bären führt, kann man nichts Negatives darin sehen", sagt Astrid Deilmann, Sprecherin von WWF in Deutschland. „Artfremde Tierhaltung ist zwar problematisch, aber nur dann zu verteufeln, wenn das Tier wieder in die Wildnis zurückgeführt werden soll – das trifft auf Knuddel-Knut wohl nicht zu." Der Berliner Zoo wird seine Cashcow sicher weiterhin hegen und pflegen, und Berichte über die Entwicklung des kleinen Medienstars werden uns noch länger erfreuen.

Im Fördertopf

Gefragt sind Produkt- oder Verfahrensinnovationen sowie neue Anwendungsmöglichkeiten im Medienbereich. Eine Mio. Euro stellt das Zentrum für Innovation und Technologie (ZIT) – ein Unternehmen des Wiener Wirtschaftsförderungsinstituts – für innovative Projekte in elektronischen und digitalen Medien zur Verfügung. Breitgefächert ist das Spektrum der möglichen Entwicklungen aus dem Bereich der Content-Bereitstellung, der Bildung neuer, innovativer Schnittstellen (etwa Benutzeroberflächen) oder Gestaltung und Design von Inhalten (Content). Projekte aus dem Print-Bereich haben aber nur dann eine Chance, wenn das Thema „Medienkonvergenz", also die Verschmelzung von Medien-, Informations- und Kommunikationstechnologie zu einer Einheit) im Vordergund steht. Rein technologische Entwicklungen aus dem Hard- und Software-Bereich sind nur dann förderbar, wenn sie in Verbindung mit darauf folgenden Content-Entwicklungen stehen oder neue Content-Bereiche eröffnen. Die Vorhaben müssen sich für eine ökonomische Verwertbarkeit eignen, rein künstlerische Projekte werden nicht gefördert. Für die besten Vorhaben sind Förderzuschüsse bis maximal 200.000 Euro möglich. Die Einreichfrist endet mit dem 14. Juni 2007. Nähere Informationen im Internet unter: *www.zit.co.at. ask*

Forschung

Meister Langbein als Warnmelder

Die Population der Störche sinkt – ein Alarmzeichen für die Verschlechterung der Lebensräume.

Gregor Lohfink

Burgenländischer Rotwein beim Heurigen, garniert mit der Idylle des Storchenpaares auf dem Schornsteinhorst: Das Idealbild eines Urlaubs im jüngsten österreichischen Bundesland könnte sich in Zukunft vielleicht verändern. Die Population der Weißstörche in ganz Österreich geht zurück. „Vor acht Jahren zählten unsere Beobachter 415 Horstpaare, im Vorjahr waren es nur noch 314“, meint dazu Gerald Pfiffinger, Geschäftsführer von Birdlife Österreich. Die Gründe für das Ausbleiben der Störche lassen sich nach Angaben des Ornithologen nicht genau handfest machen. Probleme mit aufgelassenen Nahrungsgebieten in den afrikanischen Winterquartieren kommen dabei genauso in Frage wie auch schlechte Witterungsverhältnisse.

Eine Antwort erhofft sich Pfiffinger von der internationalen Storchenzählung, die alle zehn Jahre den gesamten Storchenbestand analysiert – ein Endbericht der 2005 durchgeführten Studie ist noch ausständig. Momentan spricht man in Expertenkreisen daher noch von Störungsjahren. Bleiben die Störche aber auch heuer aus, wäre das für den Birdlife-Experten tatsächlich beunruhigend. Schließlich sind Vögel sehr gute Indikatoren für Veränderungen im Ökosystem. „Genauso wie man mithilfe der Beobachtung von Heuschrecken oder Schnecken einzelne Wiesen und Landstriche auf Veränderungen prüfen kann, gibt das Monitoring von Zugvögeln Aufschluss darüber, wie sich ganze Landschaften verändern“, erklärt Pfiffinger. Auf die Störche bezogen, die alljährlich einen 10.000 Kilometer langen Zugweg von Europa nach Südafrika zurücklegen, deckt man damit eine Vielzahl an Lebensräumen ab.

Satelliten-Kontrolle

Bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sind diese Flugrouten der Weißstörche bekannt. Da die Vögel Gleiter sind und nicht via Ruderflug das Mittelmeer auf dem Weg nach Afrika überqueren können, teilen sich die Störche in zwei Gruppen auf. „Die Ostzieher fliegen entlang des Bosporus nach Afrika, die Westzieher nehmen den Weg über Spanien und setzen bei Gibraltar über das Meer über. Diese Zugscheide verläuft dabei in etwa mitten durch Deutschland“, erklärt Ornithologe Pfiffinger.

Das Monitoring der Störche wird mittlerweile mithilfe moderner Telemetrie durchgeführt. Den Tieren wird ein Sender implantiert, und die Wissenschaftler wissen somit, wo sich der Herr der Lüfte gerade aufhält – gegenüber der früher üblichen Beringung der Vögel ein Vorteil. „Jetzt können wir Hunderte Male im Jahr ablesen, wo sich das Tier befindet“ – auch eine Satellitentelemetrie zur permanenten Beobachtung ist angedacht. Damit soll den Störchen das Überleben gesichert werden. Schließlich brauchen sie auf ihren Zugwegen Rast- und Futterplätze und dabei vor allem Überschwemmungsgebiete und Feuchtwiesen.

Ändert sich die Landschaft durch die Regulierung von Flüssen oder eine zu dichte Verbauung, wird der Lebensraum massiv eingeschränkt. „Wie wichtig ein funktionierendes Ökosystem für Störche ist, zeigt der Bruterfolg. In fantastischen Gebieten wie am kroatischen Save-Fluss schaffen es die Störche auf fünf Jungvögel pro Saison. In Österreich liegen wir im Durchschnitt bei 1,69 Jungvögel“, erklärt Pfiffinger.

Doch längst ist die sinkende Population kein alpenrepublikanisches Phänomen mehr. Daher hat sich die EU zum Ziel gemacht, bis zum Jahr 2010 den gesamten Vogelverlust zu stoppen. Immer mehr Vogelschutzgebiete werden definiert, und sogenannte „Natura 2000-Gebiete“, wie entlang des Pielach-Flusses in Niederösterreich, haben laut Pfiffinger ein „Verschlechterungsverbot“. In Österreich hat man aber zusätzlich mit einem typischen Problem zu tun – dem immerwährenden Kompetenzstreit: „Naturschutz ist in unserem Land noch immer Sache der Länder. Bei diesem internationalen Problem stellt sich die Frage, ob das noch zeitgemäß ist. Wir brauchen hier zumindest eine nationale, noch besser aber eine internationale Stelle zur Regelung des Vogelschutzes.“

www.birdlife.com

Die Serie Special Wissenschaft & Forschung erscheint in dieser Ausgabe auf Seite 24.

Sie werden manchmal die aufregenden Zeiten vermissen.

Wenn im Unternehmen alles optimal läuft, Projekte schneller zum Abschluss kommen und man sich ohne Ablenkungen auf seinen Geschäftserfolg konzentrieren kann, denken Sie dann einmal daran, wie es früher war.

Willkommen im neuen Business.
Unsere Informations- und Kommunikationslösungen sorgen auf allen Ebenen Ihres Unternehmens für optimierte Arbeitsprozesse.

Stability Solutions
Schützen Ihre IT-Infrastruktur und stellen sie langfristig flexibel gegen ungewollte Eingriffe von innen und außen ein. Das sichert Ihren Ertrag.

Productivity Solutions
Optimierte Kommunikation innerhalb des Unternehmens sowie mit Lieferanten und Partnern.
Das fördert Ihre Leistungsfähigkeit.

Marketing Solutions
Modernste Kommunikationstechnologien für optimale Kundenbeziehungen. Das steigert Ihren Umsatz.

Wenn Sie mehr über unsere Lösungen wissen möchten, rufen Sie uns einfach an.
Wir informieren Sie sehr gerne.

Business Hotline: 0800 100 800

Stability Solutions | Productivity Solutions | Marketing Solutions business.telekom.at

Forschung

Dagmar Schoder: „Die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Entwicklungshilfe ermöglicht gänzlich neue Verschränkungen.“ In ihrem aktuellen Tansania-Projekt vereint die Forscherin althergebrachte afrikanische Kultur mit europäischer Hightech-Veterinärmedizin. Der Mensch braucht Milch, und gesunde Milch erfordert gesunde Kühe.

Die Maasai als Multiplikatoren

Karin Mairitsch

economy: *: Frau Schoder, Sie kommen gerade aus Afrika zurück. Was haben Sie dort erlebt?*

Dagmar Schoder: (lacht) Viel! Ich war im Norden Tansanias, in Lugoba, und habe dort als einzige Weiße den Inthronisationsfeierlichkeiten des neuen Clan-Chefs der Parakuya-Maasai beigewohnt. Die Stimmung war sehr herzlich und bunt, und ich hatte gute Gelegenheit, am Dorfleben teilzunehmen. Unser Projekt „Sichere Milch für Tansania“ zielt ja auf eine neue Form der Lebensmittelüberwachung ab. Da waren vor allem meine Beobachtungen des Alltagslebens sehr wichtig. Man muss die gesamte Kette der Milchversorgung, die Hygienebedingungen und die Transportwege kennen, um nachhaltige Verbesserungen setzen zu können. Je näher man am Geschehen dran ist, desto besser ist das für das Ergebnis des Projekts.

Wie hat sich die Zusammenarbeit mit den Maasai ergeben?

Vor drei Jahren haben wir, die Veterinärmedizinische Universität Wien gemeinsam mit der Bundesveterinäruntersuchungsanstalt, in Tansania ein Forschungsprojekt zur Erhebung des Hygienestatus der tansanischen Milch ins Leben gerufen. Die Ergebnisse waren erschreckend. Die Milch war hochgradig keimbelastet, nur 17 Prozent der Proben waren nach europäischem Status verkehrstauglich. Bedingt durch unsachgemäße Behandlung war ein Großteil der Nährstoffe verloren gegangen. Besonders bedenklich: 84 Prozent der isolierten Krankheitserreger waren antibiotikaresistent, einige sogar multiresistent. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was das bedeutet. Es musste dringend etwas geschehen! Also haben wir ein weiteres Projekt formuliert, neue Wege beschritten und im Büro für österreichische Entwicklungszusammenarbeit einen guten Partner gefunden.

Was ist die Zielsetzung des Vereins „Tierärzte ohne Grenzen Österreich“?

„Tierärzte ohne Grenzen“ gibt es in neun europäischen Ländern, die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen nationalen Organisationen ist sehr eng. Wir verstehen uns als tierärztliche Entwicklungs- und Forschungsorganisation, deren Ziel es ist, Ernährungsgrundlagen zu sichern und Zoonosen, also Krankheiten, die vom Tier auf den Menschen übertragen werden, zu bekämpfen. Und ganz wichtig: Wir kümmern uns außerdem um die Ausbildung und den Wissenstransfer, halten also bei Tierärzten, Tierhaltern, Wissenschaftlern und anderen Multiplikatoren Schulungen vor Ort ab. Das funktioniert sehr gut: Unsere heuer erstmals stattfindende Summer School in Tansania war innerhalb kürzester Zeit ausgebucht. Das Interesse ist sehr groß. Jeder Mensch hat das Recht auf sichere Lebensmittel und sauberes Wasser.

Welche wissenschaftlichen Aspekte deckt Ihr Forschungsprojekt in Tansania ab?

Unterm Strich geht es um Lebensmittelsicherheit, ein Thema, das in armen Ländern wie Tansania gänzlich negiert wird. Der Tatbestand ist folgender: Das Risiko, von einer Lebensmittelinfektion erfasst zu werden, ist in Afrika extrem hoch, bis zu 600-mal höher als für einen Europäer. Selbst in Europa sind jährlich 114 Mio. Menschen von einer derartigen Infektion betroffen. Zudem kommt, dass 30 Prozent der tansanischen Bevölkerung bedingt durch das HI-Virus *(Verursacher der Krankheit Aids, Anm.)* immungeschwächt sind. Sie sind stark gefährdet, an einer schweren, über Lebensmittel übertragbaren Krankheit – etwa Tuberkulose oder Salmonellose – zu erkranken. Was vielen Konsumenten nicht bewusst ist: Wasser und Milch sind hier die wichtigsten Ansteckungsquellen.

Wo sehen Sie als Beteiligte Verbesserungspotenziale in der Entwicklungshilfe?

Die Entwicklungszusammenarbeit ist ein sehr faszinierendes Gebiet. Man arbeitet mit fremden Kulturen. Sprachschwierigkeiten und Missverständnisse sind vorprogrammiert. Wir verwenden daher viel Zeit dafür, Land und Leute kennenzulernen und ein möglichst umfassendes Bild zu erhalten. Der Projektleiter muss die Situation im Land gut kennen, um Lösungsansätze im unmittelbaren Projektumfeld suchen zu können. Die Praxis lehrt, dass die Kultur vor Ort an die Umgebungsbedingungen sehr gut angepasst ist. Lösungen sind oft zum Greifen nahe, man muss sie nur erkennen. Altes Wissen ist häufig verschüttet, doch mit ein wenig Fingerspitzengefühl kann man es wieder ans Licht bringen. Ganz abgesehen davon habe ich gelernt, mit Infrastrukturressourcen schonend umzugehen. Man braucht kein modernes Office vor Ort, man braucht auch kein teures Auto anzuschaffen. Das Wichtigste sind hoch motivierte lokale Mitarbeiter mit einem leistungsfähigen Internet-Zugang, eine gute Kamera und ein Mietauto, am besten mit Fahrer. Da ist der Dolmetscher gleich dabei.

Die Maasai (auch: Massai) – benannt nach ihrer Sprache Maa – sind nomadische Hirten. Sie leben in Kenia und Tansania.

Steckbrief

Dagmar Schoder, 34-jährige Forscherin und Veterinärmedizinerin, hat sich in mehrjährigen wissenschaftlichen Arbeiten dem Vorkommen und Nachweis pathogener Lebensmittelkeime gewidmet. Seit 2006 leitet sie die Organisation „Tierärzte ohne Grenzen Österreich“ und koordiniert zahlreiche Projekte in Afrika. Foto: ds

Zweite, internationale Konferenz ECO-X

Recycling Management

in Elektronik und Automotive

Internationale Forschung, Praxisberichte, Strategien

9. bis 11. Mai 2007
Tech Gate Vienna
90 internationale Redner
18 Sessions und Workshops

Diskutieren Sie
mit Wissenschaftern und Unternehmen aus der EU, Asien und den USA.

Erfahren Sie
aus erster Hand über die aktuelle Gesetzgebung (WEEE, RoHS, EuP, ELV) und die nationale Umsetzung.

Bauen Sie
Kooperationen in den Nachbarländern auf. Experten informieren Sie über passende Förderungen.

Nähere Informationen unter
www.eco-x.at

© Tech Gate

Sichere Milch für Tansania

Grenzüberschreitendes Projekt – zwischen Hightech und Steinzeit.

Österreichische Forscher sprechen in der afrikanischen Steppe mit Clan-Chefs der Maasai. Der Grund: Die Milch ist verseucht, und das ist schlimm. Denn Milch ist wichtige Lebensspenderin, eines der Grundnahrungsmittel der Maasai und Basis für das Einkommen der Frauen zugleich. „Gesunde Kühe und gesicherte hygienische Bedingungen in der Milchverarbeitung sind essenziell für unser Fortbestehen“, ist Merian Moreto aus der Clanchef-Familie überzeugt.

Traditionell wird die Milch der Maasai in Kalebassen gemolken, zur Reinigung werden diese mit Rinderurin gespült und mit Olivenholz ausgeräuchert. Diese sehr effiziente und praktikable Methode wurde allerdings durch den Gebrauch von Plastikeimern ersetzt, die mit wenig, häufig verschmutztem Wasser nur unzulänglich von Keimen befreit werden. Auch Antibiotika helfen nur mehr selten: Der Missbrauch hat zu Resistenzen geführt.

Die Organisation „Tierärzte ohne Grenzen“ nimmt sich des Problems an, erhebt, analysiert, bewertet Daten – und erarbeitet Lösungen, die über Multiplikatoren auch weiterverbreitet werden. Für die Abdeckung der finanziellen Aufwendungen sorgen der Fonds der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit (ADA – Austrian Development Agency), die Kassen der Vorarlberger und Tiroler Landesregierungen sowie Sponsorengelder von Unternehmen aus der Wirtschaft. Das Jahresbudget für ein Projekt dieser Art beläuft sich auf rund 100.000 Euro. Angaben zum Projekt sind im Internet unter der nachfolgenden Adresse zu finden. *kmai*

www.vsf.at

Technologie

Blog und Wiki ... statt Bücher

Reift das Internet zur vierten Kulturtechnik? Reiht sich „Internetzen“ in die Riege der Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen ein? Oder ist das Internet nur banales Werkzeug, das bestehende Kulturtechniken sinnvoll ergänzt? Ein Philosophikum an der Akademie der Wissenschaften in Wien startet den Versuch einer Annäherung.

Thomas Jäkle

„Meine Tochter ist zwei Jahre alt und hat einen eigenen Blog“, erklärte begeistert eine etwa 40-jährige Frau aus dem Publikum in der offenen Diskussion in der Akademie der Wissenschaften. Wichtigtuerei? Die erste Liebe zu Parallelwelten, gar der leise Vorbote für das neue, frühe Leben in einer Parallelwelt à la „Second Life“ im Internet? Ist das schon Kulturtechnik wie Lesen, Schreiben und Rechnen?

Konrad Paul Liessmann sieht das mit der Kulturtechnik eher gelassen und unaufgeregt. Fast. „Bestenfalls Werkzeug – von einer vierten Kulturtechnik zu sprechen würde dann doch einer Überhöhung des Internets entsprechen.“ Der Umgang mit dem Internet gehe zurück auf die herkömmlichen Kulturtechniken. Zweifelsohne habe das Internet die Technik des Lesens gegenüber jener von vor 50 Jahren verändert.

Der Wiener Philosophieprofessor warnt vor Übertreibungen, etwa davor, den Umgang mit dem Internet zu einem Unterrichtsgegenstand zu machen. Jedes Talent könne sich nebenher durchaus via Internet entwickeln. In Summe, so glaubt Liessmann, werden es allerdings nur fünf Prozent der Nutzer sein, die das Demokratisierungspotenzial des World Wide Web auch wirklich nutzen. „Ohne kulturpessimistisch zu sein“, erklärt Liesmann, „die richtige Mischung besteht noch immer aus dem Erwerb und dem richtigen Umgang mit den traditionellen Kulturtechniken.“ Warum nur wollen Menschen mit einem Blog im Internet der halben Welt mitteilen, was man nach einer Diskussion so fühle?, hinterfragt Liessmann die Sinnhaftigkeit der Online-Tagebücher. „Wenn ich auf der Straße stehe, interessiert das doch auch niemand“, kritisiert er die derzeitige Blogmania.

Im Web 3.0 sollen alle Gegenstände wie Handy, Auto, PC, Stereoanlage und Kamera vernetzt sein. Foto: Bilderbox.com/economy

Direkte Demokratie

Eher optimistisch sieht Gerhard Zeiler, Vorstandschef der RTL Group, die Entwicklung des Internets: „Die Demokratisierung der Wissenschaftsgesellschaft wird die künftige Entwicklung vorantreiben, die nicht zu unterschätzen sein wird.“ Das Internet soll so insbesondere kreativ Schaffenden, etwa Filmemachern, der Werbeindustrie oder auch Musikern, neue Chancen bieten. You Tube oder My Space sind die Vorboten für viele andere Plattformen, die noch entstehen und zur Demokratisierung kreativer Prozesse wesentlich beitragen werden.

Kulturtechniken bedürfen aber einer grundsätzlichen Vermittlung, insbesondere der Basisvermittlung. Lesen, Schreiben, Rechnen, vor allem aber auch Denken zu lernen, um sich später dann die Fertigkeiten im Umgang mit dem Internet anzueignen, favorisiert Filmemacher Virgil Widrich: „In das Rechteck auf dem Computer zu schauen bedeutet eine Reduktion der Wirklichkeit. Die Sanduhr wird nur umgefüllt und rinnt im Internet dann langsam weiter dahin.“ Das Internet erzeuge eine Illusion des Weltbewusstseins mit hohem Täuschungspotenzial. Es wird suggeriert, man könne Wissen jederzeit abrufen.

Der Umgang mit dem Internet müsse gelernt werden, allerdings nicht notwendigerweise an der Schule, fordert Liessmann. Aus gutem Grund: „Es wurde schon eine Deutschstunde in der Schule zugunsten einer Informatikstunde gestrichen – eine krasse bildungspolitische Fehlentscheidung!“ Und diese wirft bereits ihre dunkelsten Schatten voraus. Technisch wird etwa die Korrektheit des Zitierens ausgehebelt, Quellen sind keine Quellen mehr, weil sie nur noch von Wikipedia, Blogs und dem Rest des Internets abgekupfert werden, begründet Liessmann seinen Vorwurf, dass die Bildungspolitik sich zu willfährig nach Trends und dem Nutzendenken der Ökonomie ausgerichtet hat. „Wir haben da mit einem Problem zu kämpfen, einem Riesenproblem“, erklärt der Universitätsprofessor. Im Klartext: „Es ist die Copy-&-Paste-Verführung.“ Eine Einschätzung, die Kollegen der Alma Mater quer durch das Land und über die Grenzen der Alpenrepublik hinaus konzidieren. Alte Kulturtechniken, die über das Schreiben erlernt wurden, drohen so schrittweise verloren zu gehen. Die Umstellung von analog auf digital ist höchstwahrscheinlich der große epochale Schritt unserer Zeit. „Eingeläutet hat diese Entwicklung nicht das Internet, sondern das Magnetband in den 1960er Jahren“, sagt Christian Ide Hintze, Leiter der Schule für Dichtung in Wien. „Tausend Bücher habe ich gelesen, tausend Bücher meine Frau. Und mein Sohn liest nicht.“ Ein Generationenproblem? Hintze: „Ich finde es erschreckend, wenn mein Sohn keine Bücher liest.“

Info

- **Blogs.** Online-Tagebuch. Etwa 70 Mio. derzeit. Private Nutzer, Unternehmen (nutzen Blogs für PR und Marketing). Sonstige Blogs zu Hobby, Politik, Elektronik.
- **Flickr.** Gratis-Fotoalbum, Yahoo hat 2005 gleichnamiges Unternehmen gekauft.
- **My Space.** Kontaktbörse mit über 100 Mio. registrierten Nutzern, anfangs von Musikern genutzt. 2005 von News Corp für 580 Mio. US-Dollar gekauft.
- **Semantic Web.** Die Suche im Web soll mit semantisch verwandten Begriffen bessere Ergebnisse bringen.
- **Web 2.0** Derzeitige Stufe des Internets mit Anwendungen wie Flickr, You Tube, My Space oder Wikipedia.
- **Web 3.0.** In der dritten Entwicklungsstufe sollen Handy, Auto, Fotoapparat sowie TV-Gerät via Internet vernetzt sein.
- **Wikipedia.** Enzyklopädie, die von Internet-Nutzern erweitert wird. Problem: Fälschungen, falsche Einträge.
- **You Tube.** Video-Portal, das über 100 Mio. Nutzer zählt. Suchmaschine Google hat You Tube 2006 für 1,65 Mrd. US-Dollar gekauft. Problem: Nutzer verstoßen permanent gegen Urheberrechte.

VTÖ
Verband der Technologiezentren Österreichs

Der **VTÖ** ist
- Koordinator des nationalen Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at supported by BMWA Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit

Technologie

Notiz Block

Weniger CO_2 aus Braunkohle

Der Energiekonzern Vattenfall Europe hat in Jänschwalde (Deutschland) eine Testanlage für ein „CO_2-freies“ Kraftwerk in Betrieb genommen. Wissenschaftler der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus (BTU) erforschen dort mit Vattenfall eine klimafreundliche Technologie der Stromerzeugung aus Braunkohle. Dieses Verfahren soll bei der weltweit ersten Pilotanlage für ein CO_2-freies Kraftwerk angewendet werden. Sie entsteht bis Mai 2008 am Industriestandort Schwarze Pumpe. Umweltschützer kritisieren, dass Braunkohlekraftwerke äußerst schädlich für das Klima seien. „Wir wollen die Braunkohle künftig klimafreundlich verstromen“, sagte Klaus Rauscher, der Vorstandsvorsitzende bei Vattenfall Europe. Das sogenannte CO_2-freie Kraftwerk solle in etwa zehn Jahren Serienreife erlangen. „Sobald die technologischen Voraussetzungen gegeben sind, werden wir unsere Kraftwerke nachrüsten.“

Universalformat aus China

In China hat das Ministerium für Informationsindustrie angekündigt, dass sich eine Kommission mit einem neuen Dokumentenstandard beschäftigen wird. Die Docbase Technical Standardisation Working Commission soll das Problem der Interoperabilität von Office-Anwendungen lösen. „Viele elektronische Dokumente können nicht ausgetauscht werden, da sie von unterschiedlichen Programmen erstellt werden. Auf den Spezifikationen sitzen große Firmen wie auf einem Monopol“, wird ein Sprecher der Kommission von der chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua zitiert. Der Ministerialbeamte Han Jun kritisiert, dass es bislang international keine Bestrebungen gibt, hier einheitliche Richtlinien vorzugeben. Nun werde China den ersten Schritt in diese Richtung machen. „Die Docbase-Technologie spielt eine wichtige Rolle in der SoftwareIndustrie. Technische Standards werden Chinas Industrie helfen, Entwicklungen voranzutreiben und Innovationen zu schaffen“, so Jun. Durch den neuen Standard soll jedes erstellte Dokument die Grundfunktionen einer unstrukturierten Dokumentendatei enthalten. Somit soll es jedem anderen Programm ermöglicht werden, die Datei zu öffnen und darzustellen. Ferner kann jedes Dokument in einer anderen Applikation bearbeitet werden.

WLAN in einer Minute geknackt

Informatikern der Technischen Universität (TU) Darmstadt ist es gelungen, das WLAN-Verschlüsselungsverfahren WEP (Wired Equivalent Privacy) innerhalb von 60 Sekunden zu knacken. „Damit ist bewiesen, dass das Verfahren mittlerweile sehr unsicher ist“, meint Johannes Buchmann, Professor für Kryptologie an der TU Darmstadt. WLAN-Netze mit dieser vermeintlichen Absicherung sind nach wie vor weit verbreitet. Die Forscher gehen davon aus, dass bis zu 50 Prozent aller drahtlosen Netze allein in Deutschland davon betroffen sind. „Wir empfehlen allen WEP-Nutzern, dringend auf den Nachfolgestandard WPA (Wi-Fi Protected Access) umzusteigen“, sagt Buchmann. Die theoretische Idee hinter der Methode, mit der die Nachwuchsforscher in kürzester Zeit in der Lage waren, Zugriff zu solchen Netzen zu erlangen, basiert auf einer Analyse der RC4-Stromchiffre. Mithilfe einer mathematischen Weiterentwicklung dieser Analyse gelang es den Forschern, einen Angriff gegen WEP zu implementieren, der unter realistischen Bedingungen in der Lage ist, den geheimen Schlüssel in über 50 Prozent der Fälle unter einer Minute zu berechnen. *APA/pte/kl*

www.tu-darmstadt.de

Papiervernichter Post

Nicht ganz uneigennützig versucht die Österreichische Post den Briefverkehr einzubremsen. Mit neuen Services bekommen Kunden ihre Sendungen nur noch per Kabel.

Klaus Lackner

Die Österreichische Post hat sich zu Beginn dieses Jahres den Mehrheitsanteil eines Unternehmens namens Scanpoint gesichert. Das Ziel dahinter: Mit Blickrichtung auf Unternehmenskunden soll dem Papier der Kampf angesagt werden.

Das Kerngeschäft von Scanpoint Europe war bereits vor der Post-Beteiligung die datenschutzgerechte Digitalisierung von Dokumenten. Und genau das war für „die Gelben“ in Österreich das fehlende Glied in der Kette: „Besonders Großunternehmen und die öffentliche Hand haben in den vergangenen Jahren viel in elektronische Workflow-Lösungen investiert“, skizziert Jürgen Faè, Leiter der Service-Einheit Business Services der Österreichischen Post und Geschäftsführer von Scanpoint, die derzeitige Lage gegenüber *economy*. „Jetzt geht es darum, den Medienbruch zu überwinden und einlangende Briefe intelligent in Enterprise Resource Planning (ERP)- und oder Dokumentenmanagementsysteme einzuschleusen.“

Typische Szenarien schauen bis dato noch so aus: Unternehmen ab einer gewissen Größenordnung benötigen Scanner, die dazugehörigen Räumlichkeiten und Personal. Das bedeutet Umsetzungsprojekte, Software-Evaluierungen, notwendige Produktivitätsvergleiche, Risikobewertungen, Back-up-Überlegungen und letztendlich Businesspläne mit Investitionsanträgen. Für kleine Unternehmen rentiert sich das überhaupt nicht. Kurz gesagt: Die Sache kann mit dem Angebot zu fixen Stückpreisen ausgelagert werden. Egal ob für kleine, mittlere oder große Unternehmen.

Für die Post ist es ein neues Geschäft, das laut Faè schon seit Längerem von Kunden eingefordert wurde. In Österreich sind wegen des hohen Bedarfs bereits zwei Scan-Zentren, eines in Salzburg und eines in Wien, eingerichtet und in Betrieb. Ein weiterer Standort in Graz befindet sich noch in der Schwebe.

Automatische Verarbeitung

Doch nicht nur Unternehmen sparen mit der Outsourcing-Variante. Die Post nimmt jährlich rund 4,4 Mrd. Sendungen entgegen. Wenn auch nur ein kleiner Prozentsatz davon in den Scan-Zentren abgefangen wird, können signifikante Beträge bei der Postlogistik eingespart werden. Tausende Kilogramm an Papier müssen nicht mehr quer über Österreichs Straßen befördert werden.

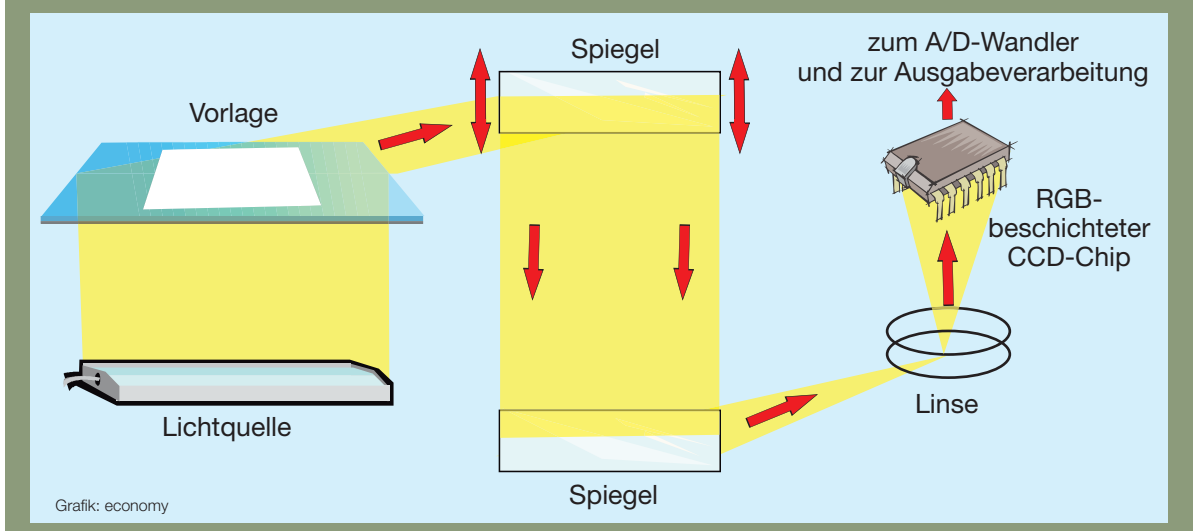
In den Scan-Zentren selbst wird die Post zunächst vorsortiert und selektiert. Man unterscheidet zum Beispiel nach persönlicher Post, Vorstandspost, Post an die Personalabteilung oder an den Betriebsrat. Diese Post wird in der Regel nicht geöffnet, sondern verschlossen an den Empfänger geleitet. Die übrige Post wird geöffnet, entheftet oder entklammert und für das Scannen vorbereitet. Die Belege werden anschließend eingescannt.

Damit der Inhalt eines digitalisierten Schriftstückes erschlossen werden kann, wird das Bild zunächst in Text umgewandelt. In dieser Form werden Dokumente automatisch erkannt und können direkt in den laufenden Workflow oder die laufende Buchhaltung einfließen.

Damit konsequent auf eine Papierablage verzichtet werden kann, müssen das System und alle technischen und organisatorischen Abläufe in dessen Umfeld revisionssicher sein. Vereinfacht gesagt muss dazu in einer Verfahrensdokumentation festgehalten werden, dass Dokumente weder verloren noch unbemerkt geändert werden dürfen. Und auch dieser Punkt kann einfach abgedeckt werden.

Wie funktioniert ...

... ein Scanner



Die Funktionsweise eines Scanners ist ähnlich der eines Fotokopierers. Die Lichtquelle strahlt das Papier an. Die bedruckte Oberfläche des Papiers reflektiert das Licht unterschiedlich stark. Leere beziehungsweise weiße Flächen reflektieren das Licht mehr als farbige oder schwarze Flächen. Beim Scan-Vorgang bewegt ein Motor den Scan-Kopf unter der Glasscheibe entlang. Dabei nimmt er fortlaufend das reflektierte Licht auf. Der Scan-Kopf leitet das Licht über ein Spiegelsystem weiter, bis es auf eine Linse trifft. Dort wird das Licht fokussiert und an lichtempfindliche Dioden geleitet. Diese Dioden wandeln die unterschiedlichen Lichtintensitäten in elektrische Spannung um. Je heller das Licht, desto höher die Spannung. Je dunkler das Licht, desto kleiner die Spannung. Wird ein Farb-Scan gemacht, dann wird das Licht vorher durch Filter mit den Grundfarben Rot, Grün und Blau geschickt. Ein Analog-Digital-Wandler setzt die analogen Spannungswerte in digitale Signale um. Anschließend werden die Daten an den Computer übertragen. *kl*

Technologie

Schnell wie ein Fisch

Die Anatomie von Fischen ist eine beliebte Vorlage für die Erforschung von Aerodynamik.

Thomas Jäkle

Dass Fische wendig sind, ad hoc auch die Geschwindigkeit extrem steigern können, liegt nicht nur am mehr oder weniger schlanken Körperbau. Schuppen ermöglichen Fischen die Minimierung von Strömungswiderstand beim Schwimmen. Was nichts anderes bedeutet, als dass dadurch die Aerodynamik verbessert wird.

Das Fraunhofer Institut für Fertigungstechnik und Angewandte Materialforschung in Bremen nutzt den positiven Einfluss dieses „Riblet-Effekts", dessen Eigenschaften bei Fischen schon vor gut 50 Jahren erkannt wurden. Parallel zur Schwimmrichtung angeordnete Riblets (englisch für Rillen) vermindern bei Schiffen, Autos sowie Flugzeugen den Strömungswiderstand. Dadurch kann der Treibstoffverbrauch gesenkt werden. Das Problem steckt dennoch im Detail: Künstliche Rillen können nur durch strukturierte Folien vorteilhaft eingesetzt werden, die zudem nur auf ebenen oder gewölbten Oberflächen aufgetragen werden können. Die strömungsmechanisch optimierten Körper sind meist komplizierter geformt, als den Technikern recht ist.

Der Körperbau von Haien ist das Vorbild für die Erforschung von Aerodynamik für Autos, Flugzeuge und Schiffe. Foto: EPA

Eine Alternative zur Folienbeschichtung ist die direkte Strukturierung der Oberflächen mit den Riblets. Die Laser- und Walztechniken eignen sich allerdings nicht für die Bearbeitung von Flächen, die danach noch lackiert werden müssen. Einfacher Grund: Der Lack würde sofort in die feinen Rillen fließen und sie verstopfen.

Rillen im Lack

Volkmar Stenzel vom Bremer Fraunhofer Institut kam auf die Idee, die Rillen in den Lack zu integrieren. „Wir suchten nach einem Werkzeug, das nicht am Lack kleben bleibt, sondern ihm die gewünschte Struktur aufprägen kann", sagt Stenzel. Er hat einen Prototyp entwickelt, mit dem die Auftragstechnik und das adäquate Lacksystem kombiniert werden. Als Stempel dient dabei eine 20 Zentimeter breite Silikonfolie mit dem Rillenmuster. So können Muster auf die Oberfläche aufgeprägt werden, die über eine Auflösung von wenigen Nanometern verfügen, die etwa eine Stärke von einem Hologramm aufweisen. Über drei bewegliche Rollen läuft dabei die Stempelfolie. Der Vorteil dieser Stempelfolie ist die flexible Anpassungsfähigkeit auch an unebene Oberflächen.

Gehärtet wird der aufgebrachte Lack durch eine UV-Lampe – in Sekundenbruchteilen. Eines ist dadurch gesichert: Die Rillenstruktur bleibt bei dem schnellen Ablösungs- und Härtungsprozess erhalten. Der Modell-Lack lehnt sich nach Angaben von Fraunhofer-Forscher Stenzel an die Chemie kommerzieller Luftfahrtlacke an. „Er ist mechanisch belastbar und sollte auch in großer Höhe starker UV-Strahlung standhalten", hofft Stenzel. Derzeit laufende Praxistests sollen den Lack auf kommerzielle Tauglichkeit prüfen. Mögliche Anwendungsgebiete dieser Technologie seien nicht nur die Luftfahrtindustrie, sondern auch beliebige andere Bereiche, in denen Mikro- oder Nanostrukturen per Lack auf Oberflächen aufgetragen werden müssen.

Education Business Educ

SEMINARE MAI 2007

Marketing

Praxisorientierte Seminare mit
Mag. Alexander Schell
Managementtrainer, Trendforscher
und Unternehmensberater

Professionelles Kundenmanagement –
Fit für die besten Kunden!
So begeistern und binden Sie Ihre richtigen
und wichtigen Kunden wirklich!
Termin: 9. Mai 2007, 9.00 – 17.00 Uhr

THEMEN UND INHALTE
- Was Kunden glücklich macht
- Maßnahmen, die unsere Kunden bei Laune halten
- Kundenorientierung als Chefsache
- Auf Kundenbedürfnisse abgestimmte Dialoge und Angebote
- Vom alltäglichen Kontakten zum systematischen Kundenmanagement

„Guerilla Marketing" –
Die „David-gegen-Goliath"-Methode
Kleiner Etat + ausgefallene Ideen = große Wirkung
Erfolgreiche Low-Budget-Ideen für Marketing und Werbung
Termin: 10. Mai 2007, 9.00 – 17.00 Uhr

THEMEN UND INHALTE
- Schlüsselmechanismen des Guerilla Marketing
- Taktiken und Waffen der Marketing-Guerilleros
- Kreativitätstraining
- Preisgekrönte Guerilla-Marketing-Ideen
- Grenzen von „tollen Ideen"

Ort: jeweils Vienna All Suites Modul, Wien
Pauschale: € 590,– pro Seminar (exkl. 20 % USt)

Anmeldung und nähere Informationen:
Maria Eckl
E m.eckl@RedEd.at
T (+43 1) 546 64-140
F (+43 1) 546 64-143
AGB unter www.RedEd.at

RedEd
BUSINESS-TO-BUSINESS EDUCATION

Tool der Woche

Rein mit dem Pfötchen, und Schluss ist's mit schmutzigen Tapsern im hell verfliesten Vorzimmer. Eine Pfotenwaschanlage mit Bürstenwalze für Naß- und Trockenreinigung verspricht sanfte Reinigung. 1,5 Liter Wasser in die Box füllen, etwas Hundeshampoo dazu, eine Pfote nach der anderen auf die Bürstensohle stellen und an der Kurbel drehen. Die dicken, weichen Borsten sollen so den Schmutz und im Winter schädliches Streusalz hervorholen. Die Tatzen werden shampooniert, die Ballen werden auch in den Zwischenräumen gereinigt, gepflegt und massiert. Zum Abtrocknen liegt ein Schaumstoffpad parat. Verwendbar für alle Hundegrößen ab einer Schulterhöhe von 40 Zentimetern. Preis: 90 Euro. *ask* Foto: Fressnapf

Warenkorb

Apfelschatten. Nah am iPod, aber doch anders präsentiert sich der MP3-Player Philips Gogear SA3115 mit einem Gigabyte und der baugleiche SA3125 mit zwei Gigabyte Speicher. Der Unterschied zur allmächtigen Apple-Konkurrenz liegt vor allem im Preis von 79,99 (ein GB) oder 99,99 Euro (zwei GB). Die Player können MP3- und WMA-Musikdateien wiedergeben, Fotos anzeigen und Videos abspielen. Zudem kann der Sparefrohmacher auch noch Audio in Mono aufnehmen. Foto: Philips

Dodelklick. Einfache Handhabung und extrem günstiger Preis (99 Euro) – das soll die neue HP-Digitalkamera Photosmart M437 in sich vereinen. Zudem bietet sie originelle Ausstattungsmerkmale wie Fotoretusche direkt auf dem Display, Red-Eye-Removal für Tieraufnahmen, digitale Verschlankung (vor allem in den USA sehr beliebt), eingebauten Verwacklungsschutz und einiges mehr. Der Rest ist Standard: fünf Megapixel, dreifach optischer Zoom (fünffach digital) und SD-Kartenslot. Foto: Hewlett-Packard

Schiebeschlankmacher. Mit dem W580i hat Sony Ericsson ein neues Walkman-Mobiltelefon im Slider-Design vorgestellt. Die Schlankheitskönigin (14 Millimeter) ist Musikplayer, Digitalkamera und Trainingspartner in einem. Das Gerät bietet Platz für rund 470 Musiktitel in voller Länge, verbirgt eine Zwei-Megapixel-Kamera im Schiebeteil, misst Laufgeschwindigkeit und zurückgelegte Kilometer bei sportlichen Aktivitäten und bietet Unterhaltung in allen Lebenslagen. Preis: 350 Euro. *kl*
Foto: Sony Ericsson

Wirtschaft

Auf Hund und Katz gekommen

Der Handel mit Tieren, Futter und vor allem Accessoires ist ein lukratives Geschäft. Doch das Tierschutzgesetz aus dem Jahr 2005 legt die Zoofachhändler an die Leine. Sie poltern gegen zu strenge gesetzliche Auflagen und klagen über angebliche Umsatzeinbußen. Detaillierte Zahlen wollen die Händler freilich nicht gern preisgeben.

Astrid Kasparek

Pfotenputzmaschinen, Pfotenschuhe mit Spikes, Adventkalender und Geschenkkörbe für Hund und Katz. Für den Liebling nur das Beste. Österreich ist ein Land der Tierliebhaber. Rund 40 Prozent der Bevölkerung besitzen ein Heimtier. Auf Platz eins der Beliebtheitsskala rangiert die Katze (Kater), in jedem fünften Haushalt lebt mindestens ein Stubentiger. 1,3 Mio. Katzen und mehr als 525.000 Hunde werden in Österreich gehalten. Weiters wurden bei der letzten Erhebung der KMU Forschung Austria 480.000 Kleinsäuger (wie Meerschweinchen oder Kaninchen), 300.000 Ziervögel, 146.000 Aquarien und zirka 108.000 Reptilien gezählt.

Die Nachfrage nach Heimtieren, Tiernahrung und -zubehör (Leinen, Spielzeug, bald auch Weihnachtskekse fürs Hunderl) bringt es im Jahresschnitt im Einzelhandel auf 300 bis 400 Mio. Euro Nettoumsatz, 39 Prozent davon entfallen auf den Zoofachhandel. Das Gros der Tiernahrung wird in Diskontern und Supermärkten gekauft. Die Umsatzbringer der 430 Geschäfte der 360 österreichischen Zoofachhandelsunternehmen liegen beim Zubehör und Spezialfutter, die gut vier Fünftel vom Gesamterlös ausmachen.

Umsatzbremse Tierschutz

„Der Zoofachhandel hat jedoch seit Inkrafttreten der neuen Verordnung zum Tierschutzgesetz am 1. Jänner 2005 kräftige Umsatzeinbußen einstecken müssen“, klagt Kurt Essmann, der Vorsitzende des Fachausschusses Zoofachhandel in der Wirtschaftskammer Österreich (WKÖ). „Das Verbot, Hunde und Katzen im Zoofachhandel zu verkaufen, hat dazu geführt, dass in Wien von den 150 Fachgeschäften bereits zehn zusperren mussten. Alle anderen, die auf Hunde und Katzen spezialisiert waren, verbuchen Umsatzeinbrüche bis zu 50 Prozent.“

Die Nachfrage sei natürlich ungebrochen. Das Angebot an Hunden und Katzen auf dem regulären Markt wurde reduziert, die Händler sind nur noch als Vermittler tätig – zwischen Käufer und Züchter. „Der graue Markt boomt“, kritisiert Essmann. „Hundebabys, die nicht älter als fünf Wochen alt sind, kann man jetzt auf dem Flohmarkt kaufen. Im Fachhandel durften Jungtiere, die jünger als acht Wochen waren, nicht verkauft werden. Unsere Hunde und Katzen waren auch immer geimpft und gesund – weil ja Kontrolle und Qualitätssicherung gewährleistet war.“

Handel in der Grauzone

„Den Schwarzmarkt hat es immer gegeben“, kontert „Vier-Pfoten“-Sprecherin Lisa Faderny. „Das sind aber zwei paar Schuhe. Illegaler Tierhandel ist ein eigenes Thema, die Tiere haben eine ganz andere Herkunft. Beim Verkaufsverbot von Hunden und Katzen im Geschäft geht es nicht nur darum, nicht artgerechte Haltung im Geschäft zu verbieten, sondern auch sogenannte Spontankäufe vor Weihnachten oder zu Geburtstagen zu reduzieren.“ Hunde und Katzen würden allzu oft als Ware gesehen, die später im Tierschutzhaus oder auf der Straße landet.

Bei der Tierschutzorganisation zeigt man zwar Verständnis für die Klagen des Handels über schlechtere Umsätze, aber es gebe ja Alternativen. Der Fachhandel solle sich auf qualitativ gute Produkte beim Zubehör und auf intensive Beratung in puncto Tierschutz spezialisieren. „Genau hier kann sich der Fachhandel von Diskontern abheben“, sagt Faderny.

Zoofachhandelssprecher Essmann kritisiert auch die zu strengen Auflagen für Käfig- und Aquariengröße, die im Tierschutz verankert sind. „Was da vorgeschrieben wird, ist oft gar nicht umsetzbar.“ So müssen zum Beispiel Aquarien für sieben Zentimeter große Goldfische vier Meter lang und 1,20 Meter hoch sein. Für Kois – die beliebten zehn bis 15 Zentimeter großen japanischen Zierfische – sind gar zehn Laufmeter und drei Meter Höhe vorgeschrieben. „Da brauchst du für einen Fisch eine Tonne Wasser – das ist unmöglich. Die wenigsten haben so viel Platz“, lautet das Lamento aus dem Handel.

Rund zwei Drittel der Fachhändler führen zwar noch Heimtiere im Sortiment, Hauptumsatzbringer sind jedoch seit jeher Tiernahrung und Zubehör – trotz starker Konkurrenz durch Angebote im Lebensmittelhandel.

Adventkalender im Fressnapf

Besonders gut vom Hunger der Tiere lebt der Tierfutter- und Tierzubehörhändler Fressnapf. Die 69 österreichischen Filialen sollen bis 2009 auf 100 Märkte und 100 Mio. Euro Umsatz pro Jahr aufgestockt werden. Dass dieses Ziel realistisch ist, zeigen allein die Verkaufszahlen für Adventkalender in der vergangenen Weihnachtszeit. 9000 Adventkalender, gefüllt mit Leckerlis, karrten Herrchen und Frauchen nach Hause – 45 Prozent mehr als im Jahr davor. Doch auch bei Fressnapf werden Umsatzeinbußen durch die im Tierschutzgesetz verankerten Auflagen verbucht. „Die meisten Probleme gibt es mit den Käfigen. Um den Artenschutzbestimmungen gerecht zu werden, müssen sie enorm groß sein“, erklärt Fressnapf-Einkaufsleiter Harald Wagner. Die Kunden seien verwirrt und völlig uninformiert. Denn laut Gewerbeordnung darf der Handel zwar kleinere Käfige verkaufen, muss aber seine Kunden darüber informieren, dass er das gekaufte Tier gemäß dem Tierschutzgesetz in diesem Käfig nicht halten darf.

Als „fast pervers“ bezeichnet „Vier-Pfoten“-Sprecherin Faderny diese „Schwachstelle“ im Tierschutzgesetz und fordert eine Gewerbeordnungsänderung. „Im Moment sind die Kunden verärgert, kaufen Käfige nur bei Diskontern, weil ihnen unsere artgerechten Käfige zu groß und zu teuer sind“, sagt Fressnapf-Einkäufer Wagner. „Genau hier müsste aber gute Beratung ansetzen“, betont die „Vier-Pfoten“-Sprecherin. Denn Tierschutzbewusstsein könne bei den Kunden nur durch umfassende Beratung forciert werden. Es gebe auch Käfige, die artgerechte Tierhaltung ermöglichen. Das müssten keine besonders langen Käfige sein, sie könnten ja auch in die Höhe gehen.

So gibt es Behausungen für Hamster, die zwei Etagen haben und dadurch nicht zu breit sind. Sie bieten trotzdem genug Platz für Hamster, um darin herumzulaufen – ganz gesetzeskonform. Was die wenigsten wissen: Das gängige Hamsterlaufrad ist Tierquälerei, weil absolut nicht artgerecht. „Hier muss Bewusstseinsarbeit geleistet werden“, betont die „Vier Pfoten“-Sprecherin. „Wenn man den Kunden erklären würde, warum das Tier so viel Platz braucht, um sich wohlzufühlen, warum es viel Bewegung oder Licht braucht, warum Tiere in der Natur einfach besser aufgehoben sind als im Käfig, würden sich vielleicht einige die Anschaffung überlegen und dadurch Tierleid verhindern.“

Herr und Frau Österreicher werden für ihre Lieblinge jedenfalls auch heuer wieder Weihnachtsgeschenke kaufen. „Die Humanisierung der Haustiere ist in Österreich stark ausgeprägt“, versichert man bei Fressnapf. Nicht ganz artgerecht in rüschenverzierte Mäntelchen verpackte Dackel- oder Pudelkörper, Hundefrisöre und Zustelldienste von Katzen-Bio- und Gourmetmenüs bestätigen das.

Hundewaschanlage, Adventkalender oder Designer-Mäntelchen für Vierbeiner – der Tierhandel macht’s möglich. Foto: EPA

Tierschutzgesetz

Verboten sind:

- Tierquälerei (Damit sind unter anderem „Qualzüchtungen“, Stopfen der Tiere sowie brutale Dressurmethoden gemeint.)
- Verkauf und Ausstellung von Hunden und Katzen in Tierhandlungen
- Einsatz von Legebatterien in der Hühnerhaltung (Übergangsregelung bis 31. 12. 2008)
- Anbindung von Pferden, Ziegen, Rindern (fünf Jahre Übergangsfrist)
- Kettenanbindung von Hunden
- Verwendung von Stachel- und Elektrohalsbändern bei Hundeerziehung
- Kupieren von Hundeschwänzen und Hundeohren
- Schlachten ohne Betäubung (Kompromisslösung für das Schächten: Die Betäubung erfolgt sofort nach dem Schächtschnitt.)
- Auftritt von Wildtieren in Zirkussen

Vorgeschrieben sind:

- die Förderung des Tierschutzes (Bund, Länder und Gemeinden sind verpflichtet, das Verständnis der Öffentlichkeit und insbesondere der Jugend für den Tierschutz zu wecken und zu vertiefen.)
- die Einrichtung eines Tierschutzrates
- die Bestellung von Tierschutzombudsleuten in jedem Bundesland, zur Kontrolle der Einhaltung des Gesetzes
- alle zwei Jahre Erstellung eines Tierschutzberichtes
- bessere Standards in der Haltung von Heimtieren
- Gruppenhaltung von Papageien (Es dürfen jedoch nur jene Arten bzw. Individuen gemeinsam gehalten werden, die harmonieren.)
- hohe Strafen (Die Mindeststrafe für schwere Tierquälerei beträgt künftig 2000 Euro.)

Wirtschaft

Notiz Block

Haustierfell soll verbannt werden

Ein EU-weites Verbot des Handels mit Katzen- und Hundefellen rückt näher. Die EU-Landwirtschaftsminister signalisierten bereits im Jänner breite Zustimmung zu einem Gesetzentwurf der EU-Kommission, der die Ein- und Ausfuhr sowie die Vermarktung von Haustierfellen europaweit verbieten würde. Verschiedene Ressortchefs schlossen sich der Forderung der Niederlande an, den Ursprungsentwurf zu verschärfen und Ausnahmen zu streichen. Auch Landwirtschaftsminister Josef Pröll sagte am Montag: „Ich bin für einen restriktiven Weg." Unter anderem sieht der ursprüngliche Entwurf vor, dass das Fell von Hunden und Katzen, die für die Fleischgewinnung geschlachtet werden, weiter gehandelt werden darf. Tierschützer gehen davon aus, dass außerhalb der EU – vor allem in China – alljährlich Mio. Hunde und Katzen für ihr Fell sterben müssen. Oft komme der Pelz dann als Besatz an Kleidungsstücken oder als modisches Accessoire in den Handel. Die Verbraucher würden in die Irre geführt. Weil der Haustierpelz nie als solcher gekennzeichnet werde, würden sie unwissentlich Hunde- oder Katzenfelle kaufen.

Software AG wagt Übernahme

Die Software AG ist auf dem Weg zur Umsatzmilliarde einen bedeutenden Schritt vorangekommen. Der Kauf des amerikanischen Herstellers Webmethods katapultiert das zweitgrößte deutsche Software-Haus in die Spitzengruppe der Anbieter von SOA- und BPM-Produkten (Service Oriented Architecture, Business Process Management). Nach der vergleichsweise kleinen Akquisition ihres israelischen Vertriebspartners SPL Software werden jetzt rund 546 Mio. US-Dollar (406,6 Mio. Euro) in bar für den US-Konkurrenten auf den Tisch gelegt. Die Software AG will damit vor allem den Geschäftsbereich namens Crossvision stärken, der die gleichnamige SOA-Suite anbietet. Der Zukauf verschafft dem Software-Haus zudem ein stärkeres Standbein auf dem wichtigen nordamerikanischen Markt. Die Mehrzahl der rund 1500 Webmethods-Kunden stammt aus dem nordamerikanischen Raum. Die Software AG bedient rund 3000 Kunden, die vor allem in Europa ansässig sind.

Nutztierhalter bleiben klein

Obwohl es in der österreichischen Landwirtschaft durch den Strukturwandel zu einer Abnahme der Bauernhöfe und einer gewissen Konzentration in der Tierhaltung gekommen ist, findet die Nutztierhaltung hierzulande immer noch in vergleichsweise winzigen Einheiten statt. Wie aus den jüngsten Viehzählungen der Statistik Austria vom Dezember letzten Jahres hervorgeht, werden in heimischen Betrieben im Schnitt 25 Rinder, 70 Schweine und 21 Schafe sowie sechs Ziegen gehalten. Im Durchschnitt der EU-15 sind es mehr als 60 Rinder und 180 Schweine pro Betrieb. Mit Ländern wie Dänemark oder den Niederlanden konkurrieren die heimischen, klein strukturierten Schweinebauern auf dem internationalen Markt, der seit Jahren völlig liberalisiert ist, weil es in der Schweinehaltung auch keine Förderungen wie im Rinderbereich gibt. Österreich weist nicht zuletzt aufgrund der hohen Qualität dennoch steigende Exporte bei Schweinefleisch auf. In der Rinderhaltung sind die Größenunterschiede auf den ersten Blick nicht ganz so dramatisch. Den durchschnittlichen österreichischen Beständen mit 25 Tieren stehen etwa in den Niederlanden Ställe mit knapp 100, in Dänemark mit 90 oder gar Luxemburg mit knapp 120 Rindern gegenüber. *APA/kl*

Tierische Machenschaften

18.000 Euro für eine Python, in Papierrollen versteckte Singvögel: Der illegale Handel mit Tieren boomt. Vor allem Exoten sind gefragt. Schildkröten und Reptilien sind die neuen Darlinge der Österreicher.

Astrid Kasparek

Die unbändige Liebe der Österreicher zu Tieren führt nicht nur zu hohen Umsätzen im Zoofachhandel, auch illegale tierische Geschäfte scheinen in Österreich recht lukrativ zu sein. Dabei denkt man in erster Linie an Hundewelpen aus dem Osten, die unter schrecklichen Lebensbedingungen, in kleinste Kartons gesperrt, auf Käufer warten müssen.

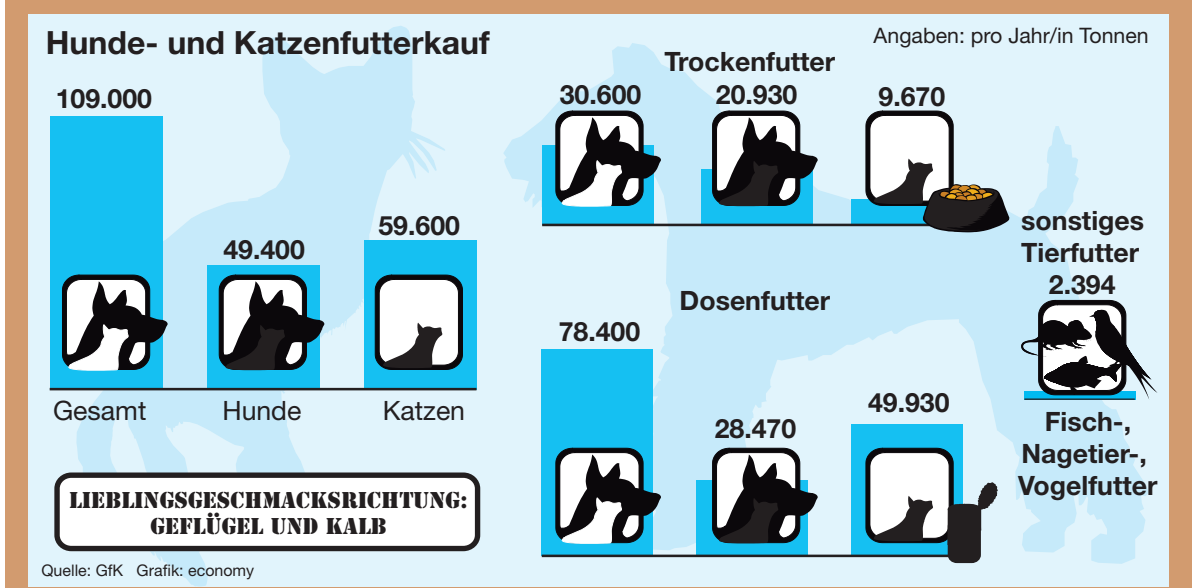
Aber auch der Hang zu Exoten nimmt stetig zu und lässt viele Österreicher tief in die Tasche greifen. Allein im Vorjahr wurden 2200 Pythons legal eingeführt. „Für viele ist die Befriedigung ihrer tierischen Gelüste aber ein Schritt in die Illegalität", warnen Tierschützer. Denn das Gros der exotischen Wildtiere ist geschützt und darf nicht gehandelt werden", betont Jutta Jahrl, Artenexpertin des World Wide Fund for Nature (WWF). Das Washingtoner Artenschutzübereinkommen (Cites), das von den EU-Ländern übernommen wurde, regelt den internationalen Handel mit gefährdeten Tier- und Pflanzenarten. Mehr als 30.000 Arten stehen auf der Verbotsliste und sollen so vor dem Aussterben geschützt werden. Ausnahmeregelungen gibt es für nachgezüchtete Tiere, für die aber Meldepflicht gilt und für die eigene Papiere (Cites-Dokumente) ausgestellt werden. Meldebehörden sind die Bezirkshauptmannschaften und in Wien das Veterinäramt. „Die wenigsten wissen aber, welche Tiere auf der Artenschutzliste stehen", betont Jahrl. Doch Unwissenheit schützt vor Strafe nicht. Das Strafausmaß bei Vergehen gegen den Artenschutz liegt zwischen 200 und 36.000 Euro. Davor lassen sich Schmuggler und Kunden nicht abschrecken.

Je seltener, umso teurer

Weltweit bringen illegale Geschäfte mit Tieren geschätzte 200 Mrd. US-Dollar (149,6 Mrd. Euro) Umsatz. Reptilien und Vögel wie Papageien, aber auch Affen sind Opfer dieser verbotenen Geschäfte. „Je seltener eine Art ist, umso höhere Preise werden auf dem Schwarzmarkt erzielt", sagt Jahrl. Die WWF-Expertin erzählt von 18.000 US-Dollar für eine helle Tiger-Python oder gar 30.000 US-Dollar für einen Komodowaran. Für Österreich gibt es keine Zahlen, da der Graubereich zu groß ist und niemand seriöse Schätzungen abgeben kann. „Illegale Einfuhr von Tieren ist in Österreich seit Wegfall der Grenz- und Zollkontrollen nicht mehr repräsentativ erfassbar", betont Gerhard Marosi von der Steuer- und Zollsektion des Bundesministeriums für Finanzen. Im Vorjahr hat der Zoll nur 14 Schildkröten beschlagnahmt. „Vor dem Wegfall der EU-Grenzkontrollen hatten wir an die 100 Beschlagnahmungen im Jahr – hauptsächlich Vögel und Reptilien." Die Verstecke der Tierschmuggler werden fantasievoller. „Singvögel werden in zum Transport von Plakaten gebräuchlichen Kartonrollen gestopft. Viele sterben zwar, doch die Schmuggler kalkulieren eine Mortalitätsrate der Ware von 30 bis 50 Prozent ein", berichtet Marosi.

Besonders beliebt sind in Österreich griechische Landschildkröten, die auch auf Österreichs Reptilienmessen erhältlich sind. „Diese Tiermessen sind prädestinierte Umschlagplätze für geschmuggelte, geschützte Tiere", sagt die WWF-Expertin. Dort können Schlangen aller Art, sogar Krokodile, erstanden werden. Obwohl sich die Veranstalter sehr um Arten- und Tierschützer bemühen, finden sich immer wieder schwarze Schafe unter den Ausstellern. Solange die Nachfrage da ist, kommt man gegen den illegalen Tierhandel nicht an.

Zahlenspiel



Quelle: GfK Grafik: economy

Irgendwo müssen sie ja herkommen, die verhassten Hundstrümmerln auf den Straßen. Angesichts der Tatsache, dass Österreichs Hunde (und Katzen) fast 95.000 Tonnen Dosen und Trockenfutter pro Jahr verfressen, darf man sich über die Menge der Exkremente aber nicht wundern. Österreich ist ein Land der Tierliebhaber. Die heiß geliebten Haustiere (korrekt: Heimtiere) werden auch kulinarisch krass verwöhnt. Nicht jedem Vierbeiner schmeckt die Dose mit Thunfisch, die Nachbarskatze verspeist vornehmlich Kalb, die der Mutter nur Huhn. Aber das Sortiment von Dosen und Trockenfutter im Tiernahrungshandel ist ja so enorm, dass beinahe jeder Tiergeschmack bedient werden kann. Umso überraschender die Tatsache, dass 71 Prozent der österreichischen Hunde mit selbst zubereitetem Futter (gekochtes Fleisch, Reis, Gemüse, Abfälle) und nur 29 Prozent industriell ernährt werden. Bei Katzen tendiert die Versorgung mit Nahrung eher Richtung Dosenfutter (41 Prozent), aber immer noch wird fast die Hälfte (49 Prozent) der Tiere mit selbst gekochter oder Resterlnahrung versorgt. Zum Vergleich: In Deutschland erhalten 91 Prozent der Katzen ausschließlich Industrienahrung. *ask*

Wirtschaft

Wenn Köter zu viel koten

Hundekot ist ein Dauerproblem im schönen Wien. Sieben Millionen Euro kostet die Entsorgung pro Jahr.

Antonio Malony

Der sozialpolitische Dauerbrenner Hundekot ist in Wien ein Thema, das niemanden kalt lässt. Beim Tritt in ein stinkendes Häufchen fährt der Wiener Grant Hochschaubahn vom ersten Ekelreflex über ohnmächtige Wut bis zur Kapitulation vor Gottes Schöpfung. Gegen Hundekacke in Wiens Straßen ist kein Kraut gewachsen. Da kann einem das Rathaus viel erzählen. Seit den Zeiten des legendären „Hundekot-Beauftragten" der Stadt Wien, Herrn Ex-Gemeinderat Franz Karl, ist das Problem der caninen Exkremente sozusagen Chefsache. Geändert hat sich trotzdem wenig. Im Rathaus wird gerne gemunkelt, dass der frühere Bürgermeister Helmut Zilk sich Gemeinderat Karl in einer feinsinnigen Bosheitsaktion gerade deswegen ausgesucht hat, weil er ÖVP-Mitglied ist. Jedenfalls wurde sein Amt Karl bald zur schweren Bürde, er musste vor den Kotmassen kapitulieren.

Der Millionen-Mist

Heute ist Umweltstadträtin Ulli Sima für die Verschmutzung des öffentlichen Raums durch Hundemist politisch zuständig. An Fantasie, das Problem anzugehen, mangelt es zwar nicht, die Effizienz ist aber auch nicht wesentlich größer als beim Herrn Karl. Etwa sieben Mio. Euro im Jahr kostet die Entsorgung des Hundekots in Wien. Geschätzte zehn Tonnen pro Tag (!) müssen entsorgt werden, die übereinander getürmt einen eindrucksvollen Haufen ergeben würden. Wir rechnen nach: Wenn ein einzelnes Hundstrümmerl ein angenommenes Gewicht von, sagen wir, 150 Gramm hat, dann kostet die Notdurft-Entsorgung eines einzigen Haufens knapp 29 Cent, ein ziemlicher Luxus im Vergleich zum Wert des Gutes also.

Die Einnahmen aus der Hundesteuer in Wien betragen aber nur zwei Mio. Euro für rund 50.000 gemeldete Hunde, und das ist nur die Hälfte der gesamten Hundepopulation in der Bundeshauptstadt. Die Hundebesitzer kommen also zu weniger als einem Drittel für die Entsorgung der Exkremente ihrer Tiere auf, den Rest trägt – na, wer wohl – die Allgemeinheit.

Frau Sima kämpft unterdessen weiter gegen die Windmühlen des städtischen Hundebesitzertums und auch gegen die eigene Bürokratie. Die letzte Inangriffnahme entstand nicht einmal aus eigenem Antrieb, sondern nachdem eine beherzte Bürgerinitiative die Wahrnehmung von Hundekot im öffentlichen Raum im vergangenen Jahr sprichwörtlich breitgetreten hatte. Sima antwortete wie immer mit „Kampagnen": Sinnsprüche wie „Rote Karte für den Mist" oder „Jedes Gackerl gehört ins Sackerl" gehen erfahrungsgemäß voll in die Hose. Resultat gleich null. Außer Spesen nix gewesen. Komisch: Als eine Wiener Initative im Bezirk Neubau begann, Hundehaufen mit Fähnchen zu kennzeichnen und damit auf die unglaubliche Zumutung hinzuweisen, dass Hundebesitzer ihre Viecher in den öffentlichen Lebensraum anderer Leute exkrementieren lassen, waren bestimmte Gegenden im Bezirk plötzlich eine Zeit lang nahezu kackefrei.

Eine an sich rühmliche Entscheidung war es einmal von der Stadtverwaltung, den „Dogofant" – eine Hundekot-Aufsaugemaschine – testweise über die Trümmerl fahren zu lassen. Abgesehen von den hohen Kosten zeigte sich aber der „Dogofant", ein französisches Fabrikat, den Wiener Haufen nicht gewachsen. Angeblich waren sie weicher als die Pariser, ein möglicher Hinweis, dass in der Gourmet-Hochburg Frankreich sogar Hundenahrung besser sein dürfte als anderswo.

Lösungsansätze liegen vielleicht darin, dass die Stadt Wien beim Eintreiben der Hundesteuer rigider vorgehen sollte. Der Erlös sollte in erster Linie auch für eine bessere Kontrolle eingesetzt werden. So könnten öffentliche Organe wie Parksheriffs, die ab September ohnehin von neun bis 22 Uhr strafzettelbewaffnet durch die Straßen schlendern werden, auch Hundebesitzer ins Visier nehmen und sie mit einem Organmandat belohnen, wenn vorschriftswidrig gekackt wird, und damit einen Rest an Ökointelligenz bei Hundebesitzern einfordern.

Kommentar

Alexandra Riegler

Abgebrüht und älter

Hund oder Katz am Kragen festgenäht – wer will das schon? Wenn Tiere im Wohnzimmer wohnen und Futter aus Dosen fressen, bedarf es keiner großen Überzeugungsarbeit, dass ihnen lebend das Fell über die Ohren zu ziehen und sie danach als Zierleisten zu verarbeiten, keine gangbare Option ist.
Zumindest hierzulande nicht. In China, das vieles zusammennäht, womit wir uns kleiden, und wo Tierschutzgesetze Zukunftsmusik sind, wird auch vor Katzen und Hunden nicht haltgemacht. Vielen werden noch im lebenden Zustand die Pfoten abgeschnitten, wissen die Tierschützer, die uns Bilder zeigen und auf eine Revolte im Geist der Konsumenten hoffen.
Seit Mitte der 1990er Jahre ist Pelz wieder auf den Laufstegen zu sehen, und Spraydosen bleiben daheim. Designer sind jetzt wieder offen pro Echtpelz, der zumindest einer scheinbar biologisch korrekten Sorte angehört – eine Art Freilandhuhn, das im Rahmen von Fair Trade glückliche Federn zur Verfügung stellt. Mit dem Frühjahr, der ins Land zieht, scheint Pelz ein geradezu theoretisches Thema zu sein. Doch tatsächlich herrscht „Pelz-Hochsaison", etwa in Kanada, wo man dieser Tage 270.000 Robben zur Jagd freigab, manche von ihnen gerade einmal 15 Tage alt.
In Asien werden unterdessen Marderhunde gezüchtet und zu Pelzbesätzen verarbeitet. Im Anschluss benennt man sie gern in Waschbär um, weil dieser irgendwo im Wald wohnt und kein Verwandter des Hundes ist. Dem pelzaffinen Konsumenten werden so weitere Gewissensbisse erspart.
Auf der anderen Seite stehen Schuhe und Taschen nicht-tierischen Ursprungs, je nach Verarbeitung und Zutaten auch „vegane Mode" genannt. Dass diese weiterhin eher als Spleen Raw-Food-Überzeugter gilt denn als moderne Antwort auf ein längst fälliges Problem, ist ebenso wenig einzusehen wie die Tatsache, dass man Pelzträger wieder in Ruhe lässt.

Thomas Jäkle

Schön bloggen und laut bellen

Konrad Paul Liessmann hat recht, wenn er das Internet weniger als Kulturtechnik, bestenfalls als ein Werkzeug sieht. Warum auch sollten Menschen ihr Tagebuch und alle erdenklichen Informationen über sich ins Netz stellen? Warum soll die halbe Welt das auch lesen, private Bilder anschauen? Und warum soll der Eingabefeld-Schlitz in der Suchmaschine das heilbringende Tor zur Welt sein? Warum soll das Abtauchen in ein zweites Leben, ein „Second Life", bewusst gewählt werden? Dass die Jubelstimmung um die Internet-Enzyklopädie Wikipedia verfrüht ist, weil bestenfalls Fälscher dem Sammelsurium blind vertrauen, hat sich schon rumgesprochen. Der Rummel ums Bloggen, Googeln oder Abtauchen ins Internet ist mehr Exhibitionismus denn Kulturtechnik. Die noch nicht einmal Zehnjährigen werden zwar mit einer nie dagewesenen Selbstverständlichkeit im Zwischennetz aufwachsen. Technologie wird kein Problem mehr sein. Dennoch ist die Jubelstimmung verfrüht. Die Bell-Laute der Mitarbeiter eines Software-Konzerns, die kürzlich bei einer Produktpräsentation jedes neue Programmfenster mit „wau, wau" fast bejubelten, sind verzichtbar. Der Konsument hat diesen Komfort schon lange erwartet. Wer nun glaubt, dass das Internet durch diese Werkzeuge zur Wissensplattform mutiert, soll ruhig weiterträumen. Solange die Irrungen des World Wide Web bestehen, wird sich nichts ändern. Außer der Mensch lässt sich von der Industrie alles blauäugig diktieren. Kulturpessimismus hin, Technologiefeindlichkeit her. Die Kritik an dem, was nun unter Web 2.0 läuft, in hoher Vollendung schon Web 3.0 genannt, ist berechtigt. Und notwendig, um den Internetz-Diskurs weiterzuführen. Schön bloggen und laut bellen ist zu wenig.

Von der Natur lernen

Die Natur hat sehr erfolgreich eine Unzahl von Überlebensstrategien entwickelt. Eine Erkenntnis, die von Management-Beratern gern strapaziert – und ebenso oft missverstanden wird.

Jakob Steuerer

Die Diskussion zum Thema „Wirksame Führungs- und Organisationsmethoden" ist neuerdings auf das Tierreich gekommen. Zugegeben: nicht so sehr auf den Hund. Management-Training kapriziert sich derzeit vielmehr auf das ach so vorbildhafte Alphatier Wolf, das mit seiner erhobenen Rute gleich klarstellt, wer der (momentane) Chef ist. Oder auf den richtigen Umgang mit Pferden – diesmal als Übungsfeld für effektive und interaktive Willenskraft. Oder gar auf Mäuse: weil diese eben mit ihrer genial simplen Strategie einen Ort nach dem anderen nach Käse und allerlei anderen Lebensmitteln erkunden. Und wenn es wo nix mehr zu holen gibt, der Markt leer gefressen ist, dann ziehen sie schnell weiter. Ein mehr oder weniger verstecktes Vorbild für global agierende Konzerne oder Hedge-Fonds der bedenklichen Sorte?

Und wir stoßen in der fraglichen Sache denn auch prompt auf recht fragwürdige Beratungsansätze von teilweise renommierten Beratern. Ein Beispiel gefällig? „Vor vielen Jahren wollte mir ein Pferd nicht auf den Pferdeanhänger folgen. Viele Pferde haben als Fluchttier Angst vor engen Räumen und folgen nur demjenigen, den sie als Alphatier anerkennen, nur jemanden, der ihnen Sicherheit gibt. Einem Freund folgte das Pferd jedoch problemlos. Erkenntnis: Das Pferd las meine Zweifel an meiner Körpersprache." No na, würde der Wiener sagen. Name und Firma der oben zitierten Ergotherapeutin und NLP-Trainerin sei gnadenhalber verschwiegen, die prominenten Kunden detto.

Dennoch: Hinter diesem Mainstream an schillernden Pseudo-Analogien zwischen Mensch und Tierreich verbirgt sich ein ebenso mächtiger wie für den nachhaltigen Fortbestand von Wirtschaft und Gesellschaft bedeutsamer Trend. Ein Trend, den man positiv etwa folgend benennen könnte: das Bedürfnis, von und mit der Natur zu lernen.

Die Wundertüte Natur

Der angesehene Kybernetiker Frederic Vester bemerkte einmal provokant: „Es müsste uns doch lohnend erscheinen, von den Geschäftsmethoden eines Global Players zu lernen, der seit nunmehr vier Milliarden Jahren nicht pleite gemacht hat. Denn das weltumspannende Unternehmen Natur wäre längst bankrott, wenn es nicht bestimmten Grundregeln überlebensfähiger Systeme folgen würde."

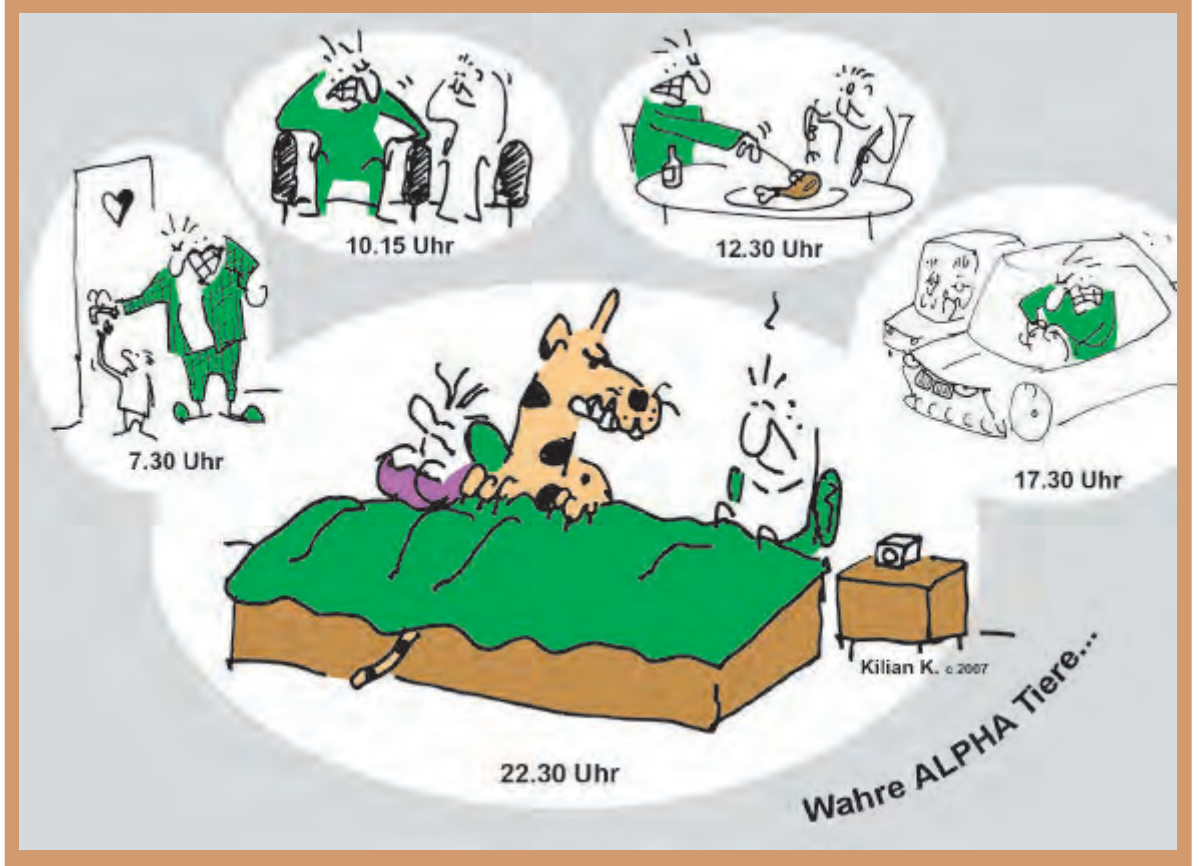
„Innovations by Nature" nennt daher der Wissenschaftspublizist Kurt G. Blüchel das faszinierende Prinzip natürlicher biologisch-technischer Organisationsweisen, das er gemeinsam mit dem St. Gallener Management-Guru Fredmund Malik in dem im Jahr 2005 erschienenen Buch *Faszination Bionik* ebenso detailliert wie systemisch darstellt.

Allerdings: Die Natur hält keine simplen Muster, sondern komplexe Botschaften für uns parat, meinen Blüchel und Malik: „Unsere heutigen Technologien sowie das Management müssten auf ein Niveau befördert werden, das dem organisatorischen Niveau biologischer Systeme zumindest nahekommt. Der Vorteil evolutionären Wirtschaftens liegt schließlich vor allem darin, dass sie mit einem Minimum an Rohstoffen und Energie ein Maximum an Effizienz und Umweltverträglichkeit erreichen."

Vergessen wir also besser schnell das ego-schmeichlerische Gebrabbel vom „Rudelführer Alphawolf": Die Natur, erkennt man sie in der Tat als gleichermaßen hoch effizientes wie vielseitiges evolutionäres Regelsystem, könnte uns in naher Zukunft durchaus ein guter Lehrmeister sein.

Oder nach Blüchel und Malik: ein Innovationsarsenal, das gleich einer Wundertüte eine unübersehbare Fülle genialer Produkte und Organisationsstrukturen zur Verfügung stellt.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Kilian Kada

Special Innovation

Königliches Kundenservice

Kunden sind zufrieden, wenn ihre Wünsche erfüllt werden – schließlich bezahlen sie dafür. Zahlende Kunden sind gut fürs Geschäft. Kundenbeziehungsmanagement hilft, die Klientel bei Laune zu halten.

In den heutzutage gesättigten Käufermärkten trägt effizientes Kundenbeziehungsmanagement maßgeblich zum Erfolg von Unternehmen bei. Foto: Bilderbox.com

Sonja Gerstl

Egal, ob Produktionsbetrieb oder Dienstleistungsunternehmen – Umsätze und in weiterer Folge Gewinne werden durch bessere und profitablere Kundenbeziehungen erzielt. Sogenanntes Kundenbeziehungsmanagement (engl.: Customer Relationship Management, CRM) leistet einen entscheidenden Beitrag dazu, dass aus Laufkundschaft Stammkundschaft wird. Peter Sperk, CRM-Experte bei SAP Österreich: „Ohne CRM-Strategie ist ein langfristiger Erfolg für Unternehmen unwahrscheinlich." Bedeutungsvoller Nachsatz: „Wenn Unternehmen wüssten, wie viel sie über ihre Kunden und Märkte nicht wissen und wie viele zusätzliche Chancen sie dadurch vergeben, würde es keine Diskussion über den Einsatz von CRM-Systemen geben. Die Notwendigkeit dazu ist angesichts der gesättigten Käufermärkte jedenfalls mehr denn je gegeben."

Auf den kleinsten gemeinsamen Nenner gebracht, geht es bei CRM um die Verwaltung und Dokumentation von Kundenbeziehungen. Das war auch der Grund dafür, dass Kundenbeziehungsmanagement eine Zeit lang in Verruf geraten war. Zu mühevoll erschienen die Implementierungen der Programme – als zu bescheiden erwies sich der Output. Zwischenzeitlich sind CRM-Lösungen mehr als operative Systeme, die lediglich Daten sammeln. Verantwortlich dafür zeichnet in erster Linie die Erkenntnis, CRM nicht als isolierten Marketing-Gag, sondern als ganzheitlichen Ansatz zur Unternehmensführung zu betrachten.

Effizientes Management

Heute stellen CRM-Analysewerkzeuge Kundendaten für Vorhersagemodelle, Trendanalysen und zeitnahe Entscheidungsunterstützung bereit. Aufgrund dieser Informationen beeinflussen sie unmittelbar den Kurs, den das Unternehmen fährt. Effizient eingesetzt gewährleistet CRM das Lukrieren von zusätzlichen Marktanteilen.

„Der Erfolg eines guten Kundenbeziehungsmanagements liegt in der Kombination aus organisatorischer Vorbereitung und entsprechender Unterstützung durch die IT", ist Sperk überzeugt. In der Praxis geschieht das auf der Grundlage einer Datenbank mit einer entsprechenden Software zur Marktbearbeitung und anhand vorher definierter Geschäftsprozesse. Ein weiterer Aspekt ist, dass nicht nur EDV und Management mit der Funktionsweise der Programme betraut sind, sondern alle Mitarbeiter, für die Kundenbeziehungsmanagement von Bedeutung ist – also traditionellerweise die Bereiche Vertrieb, Marketing und Service. Nach einer kurzen Einschulung sollte das System für diese benutzbar sein. „Die Usability, also die einfache Bedienbarkeit, ist ein ganz wesentlicher Erfolgsfaktor für die Akzeptanz von CRM innerhalb eines Unternehmens", weiß Sperk. Schließlich werden Daten nur dann gehegt und gepflegt, wenn sich der Anwender im Umgang mit dem System wohlfühlt.

Nachholbedarf in Sachen Kundenbeziehungsmanagement ortet der Experte von SAP vor allem in den Vertriebssparten von Unternehmen. CRM würde sich dort zur besseren Steuerung anbieten. Sperk: „Hier liegt noch enormes Potenzial."

Peter Sperk: „Das richtige Managen der Kundenbeziehung ist heute für jedes Unternehmen essenziell. Ab einer bestimmten Größe der Firma und entsprechender Kundenanzahl bedeutet das auch, dass Software zur Unterstützung eingesetzt werden muss", erklärt der CRM-Experte von SAP Österreich.

Geschäftsdaten mit System verwalten

economy: ***Welchen Stellenwert hat Customer Relationship Management fürs Business?***

Peter Sperk: Das richtige Managen der Kundenbeziehung ist heute für jedes Unternehmen essenziell. Ab einer bestimmten Unternehmensgröße und entsprechender Kundenanzahl bedeutet das, dass Software unterstützend eingesetzt werden muss. Mittlerweile erkennen auch Klein- und Mittelbetriebe, dass eine enge Beziehung zu ihren Kunden einen großen Vorteil im ohnehin heiß umkämpften Markt bedeutet. Der Erfolg von Customer Relationship Management liegt in der Kombination aus organisatorischer Vorbereitung und IT-Unterstützung.

Welche Möglichkeiten bietet CRM?

Mit einem guten CRM-System gewinnen Sie Stammkunden, wissen Sie, welche Produkte Ihre Kunden kaufen und kaufen könnten, können Kunden, die vor einem Wechsel stehen, erkannt und gezielt angesprochen werden, erhöhen Unternehmen ihren Umsatz pro Kunden, sind alle Daten über die Kunden in einem System einheitlich für alle Nutzer verfügbar. Weiters werden alle internen Prozesse effizient in Richtung Kunde ausgerichtet. Eine gute CRM-Software erfüllt die Vorgaben der jeweiligen Branche. Einfache Bedienbarkeit ist auch ein ganz wesentlicher Erfolgsfaktor für die User-Akzeptanz.

Mit welcher Software sollte CRM sinnvollerweise kombiniert werden?

Einerseits mit der ERP-Lösung *(Enterprise Resource Planning bezeichnet die Aufgabe, die in einem Unternehmen vorhandenen Ressourcen wie Kapital, Betriebsmittel oder Personal möglichst effizient für den betrieblichen Ablauf einzuplanen, Anm.)* – aus unserer Sicht ein absolutes Muss. Und nachdem CRM-User oft Gelegenheitsuser sind, sollte das CRM mit der gewohnten Office-Umgebung zusammenarbeiten. Ein Weg dazu ist „Duet", mit dem auf SAP-Lösungen über Microsoft-Produkte zugegriffen werden kann – und umgekehrt. *sog*

www.sap.at

Steckbrief

Peter Sperk ist CRM-Experte bei SAP Österreich. Foto: SAP

Special Innovation

Jeder Kundenkontakt zählt

Customer Relationship Management (CRM) war einmal – jetzt ist „Customer Experience“ angesagt. Was darunter zu verstehen ist, offenbart eine IBM-Studie zum Thema „Strategisches Kundenbeziehungsmanagement“. Die Botschaft lautet: Kunden wollen individuell wahrgenommen werden.

Sonja Gerstl

Es gehört wohl zweifelsohne zu den Binsenweisheiten des Business, dass Unternehmen von ihren Kunden leben. Ebenso ist hinreichend bekannt, dass Loyalität oder Markentreue eines Kunden einen wichtigen Bestandteil der Unternehmensstrategie darstellt. Fazit: Kein Geschäft macht, wer ohne umfassendes Kundenbeziehungsmanagement auf dem Markt agiert. So weit zur Theorie – doch wie gestaltet sich die Umsetzung dessen in der Praxis?

„Forget Customer Relationship Management – Long live the Customer“ – so lautet der provokante Titel einer IBM-Studie, die exakt dieser Frage nachzugehen versucht. Axel Preiss, Österreich-Chef der IBM-Berater, weiß um die Tücken der Materie Bescheid: „Mit Customer Relationship Management verhält es sich so wie mit Fitness. Es genügt einfach nicht, einmal daran zu arbeiten und sich dann nicht mehr anzustrengen. Nur konsequentes Dranbleiben führt zum Erfolg. CRM ist ein Prozess. Das gilt umso mehr, als sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen kontinuierlich ändern.“ Schließlich haben Globalisierung, technologische Neuerungen und hoher Preis- und Kostendruck nicht nur Härte und Tempo des Wettbewerbs deutlich gesteigert, sondern all diese Faktoren führen zugleich auch vermehrt zu Standardisierungen.

So notwendig diese sind, um neben der Konkurrenz zu bestehen, so problematisch erweisen sie sich hinsichtlich der notwendigen Differenzierung auf dem Markt. Wer sich nur noch aufgrund des Namens vom Mitbewerb unterscheidet, droht in der Masse unterzugehen.

Anonymität blockiert das Business: Je genauer man seine Klientel kennt, desto besser kann man sie betreuen. Foto: Bilderbox.com

Kundeneinfluss enorm

„Differenzierung und Innovation beschränken sich nicht allein auf neue oder grundlegende andere Produkte und Dienstleistungen, sondern auch auf Veränderungen im Geschäfts- und Finanzmodell eines Unternehmens“, erläutert Preiss die Business-Basics. Dass Kunden auf derlei Entwicklungen entscheidenden Einfluss haben, dokumentiert anschaulich die „IBM Global CEO Study 2006“. Dort schätzen die Top-Manager die Rolle der „Customer“ bei der Entwicklung von Innovationen extrem hoch ein. Getreu dem Motto „Innovation kennt keine Zugangsbeschränkung“ erklärten die Firmenbosse unisono, dass neben Mitarbeitern und Geschäftspartnern zunehmend Kunden maßgeblichen Einfluss auf ihr Unternehmen hätten. Im Klartext bedeutet das: Zwei der drei wichtigsten Ideengeber für mehr Innovation gehören nicht dem Unternehmen an. Entsprechend verantwortungsvoll muss deshalb auch mit dieser Klientel umgegangen werden.

„Man darf nicht vergessen, dass rund 60 Prozent aller Kunden nach nur einer einzigen schlechten Erfahrung für das Unternehmen verloren sind. Andererseits verstärkt sich aber bei rund 80 Prozent der Kunden die Loyalität durch jede positive Erfahrung, die gemacht wurde. Damit ist aber jeder – und wirklich jeder – Kundenkontakt entscheidend“, ist IBM-Berater Preiss überzeugt. Egal, ob es sich um eine Rechnung oder um den persönlichen Kontakt am Point of Sale handle – der Kunde müsse diese Form der Interaktion als „mehr“ empfinden. Denn das nämlich wäre ja auch mit Consumer Experience gemeint: „Dieses Mehr weist auf die Einbeziehung von bislang nicht unter Customer Relationship Management verstandenen Prozessen hin.“

So schien früher eine Beschwerdestelle als ausreichend, um Kundenzufriedenheit zu bewerkstelligen. Zwischenzeitlich jedoch stellt jeder Berührungspunkt Teil dieser Strategie dar. Ein modernes Customer Relationship Management ist demnach keine technische Angelegenheit, die sich begrenzen und in weiterer Folge der jeweils zuständigen Abteilung zuordnen lässt. „Customer Relationship Management ist als ein ganz wesentlicher Teil der gesamten Business-Strategie zu verstehen. Denn es umfasst die Berücksichtigung konsistenter, markenstrategiekonformer und zielgruppenrelevanter Kundenerfahrungen entlang aller Kanäle, Medien, Kontaktpunkte, Produkte und Services. Oder um es anders zu formulieren: CRM ist als Change Management zu begreifen.“

Für Preiss stehen dabei primär die Beratungsleistungen für Unternehmen im Vordergrund. Dass End-to-end-Anbieter wie IBM darüber hinaus auch bei der Implementierung der Software und der Integration von Systemen bis hin zum Outsourcing dieses Bereichs hilfreich zur Seite stehen, versteht sich von selbst.

www.ibm.at

Virtuelle Märkte

Kundenbeziehungsmanagement endet nicht in der realen Welt. Repräsentanzen wie die vom US-amerikanischen Unternehmen Linden Lab programmierte virtuelle Entwicklungswelt „Second Life“ bieten neue Möglichkeiten, Geschäftsbeziehungen mit Partnern und Kunden einzugehen. Der IT-Konzern unterhält in „Second Life“ insgesamt 24 sogenannte Islands. Dort finden regelmäßig Meetings von IBM-Mitarbeitern statt – sogar IBM-CEO Samuel J. Palmisano war dort bereits virtuell anzutreffen. „Second Life“, so ist man in der Entwicklungsabteilung von IBM überzeugt, bietet völlig neue Möglichkeiten der Vermarktung und der Beziehung zum (End-)Kunden. In dieser virtuellen Welt tummeln sich weltweit die Avatare von knapp zwei Mio. Usern, die dort – so wie im „richtigen“ Leben – ihrem Tagesbusiness (Job, Familie, Freizeit und so fort) nachgehen. *sog*

Special Innovation

Käufer hegen und pflegen

Wer seine Kundenbeziehungen intensiviert, hat mehr vom Business. Strategisches Denken führt zum Erfolg.

Sonja Gerstl

Was klassisches Customer Relationship Management (CMR) für Unternehmen und seine Kunden tun kann, ist leicht erklärt. Zumindest für Josef Thoma, Leiter des Contact-Centers und Applikationsbusiness für Zentral- und Osteuropa bei Alcatel-Lucent: „Nehmen wir den Internet-Buchhändler Amazon. Wer jemals dort gekauft hat, weiß, dass jede Aktion, die man dort ausführt, mitgeschnitten und ausgewertet wird. Wenn ich mir also eine CD einer Verdi-Oper ansehe, dann werden mir sofort weitere Verdi-Werke vorgeschlagen, vielleicht auch noch Reiseführer über Italien und so fort."

Das CRM-Werkzeug, das diese Leistung vollbringt, nennt sich Data-Warehouse und ist eine Datenbankapplikation, die Anhaltspunkte über das Kaufverhalten und die Präferenzen des Kunden liefert. Das zweite zentrale Werkzeug für CRM ist das Contact-Center. Dieses fungiert als unmittelbares Kommunikationszentrum. „Leider werden Contact-Center oftmals lediglich als Cost-Center wahrgenommen. Wenn man jedoch in Betracht zieht, dass eine aufrechte Kundenbeziehung der wohl wertvollste Aktivposten eines Unternehmens ist, dann lohnt es sich, hier zu investieren. Schließlich gilt: Steigt die Kundenbindung, so steigt auch der Gewinn", ist Thoma überzeugt.

Kommunikationslogistik

Die Zielrichtung von CRM liegt in der Pflege der Stammklientel und der Gewinnung neuer Kunden. Damit werden Parameter wie Wiederkaufrate, Weiterempfehlung, Cross-Buying, Kaufintensität und Käuferabwanderung entscheidend beeinflusst. So gesehen kann man CRM mit Kommunikationslogistik übersetzen. Generell agiert Kundenbeziehungsmanagement auf Basis von Datenbankinhalten. Selbige werden einer Benutzergruppe zur Verfügung gestellt, die mit dieser Ziele umsetzt. Unbestritten ist, dass die Methode eine Voraussetzung für den Markterfolg von Unternehmen ist. Aber ist sie auch ausreichend?

„CRM ist Strategie und Projekt. CRM ist kein Produkt", lautet für Thoma die oberste Prämisse für ein erfolgreiches Kundenbeziehungsmanagement. Er ist überzeugt davon, dass kein Produkt dieser Welt die unternehmensinterne Auseinandersetzung damit, wie Kundenbeziehungen gestaltet werden sollen, ersetzen kann: „Das bedeutet, dass eine Organisation zugrunde liegen muss, die eine Umsetzung erst ermöglicht. Ohne diese Strategie, die vom gesamten Unternehmen getragen werden muss, ist CRM nicht machbar." Lösungen könne man nun einmal nicht als Produkt kaufen, sondern man müsse die dafür bereitstehenden Technologien den jeweiligen Gegebenheiten entsprechend einrichten und kontinuierlich adaptieren. „Einerseits gibt es kaum ein Unternehmen, das – nachdem es erstmalig eine Implementierung gemacht hat – nunmehr aufgrund dieses Lernprozesses weiß, was es wirklich will", stellt Thoma fest, „andererseits ändern sich mit der Zeit die Kundenanforderungen und damit auch die strategische Ausrichtung der Firmen. So wird die Flexibilität des verwendeten Systems im Sinne einer Investitionssicherung wertvoll."

www.alcatel-lucent.at

Investitionen ins Kundenbeziehungsmanagement zahlen sich aus, denn nur loyale Kunden steigern den Unternehmensgewinn. Foto: Bilderbox.com

Special Innovation

Peter Neubauer: „Die Technologie eines CRM-Systems ist nur der Träger, um Prozesse und Aktivitäten möglichst genau ins Ziel zu steuern. CRM bedeutet Service, Beziehungspflege und Partnerschaft“, erklärt der Vorsitzende der Geschäftsleitung von Europay Austria.

Service unter Partnern

Sonja Gerstl

economy: *Was bedeutet Customer Relationship Management (CRM) für Ihr Unternehmen?*

Peter Neubauer: Customer Relationship Management bedeutet in unserem Unternehmen die Ausrichtung der Geschäftsprozesse mit Blick auf die Bedürfnisse der Kunden. Für Europay als Drehscheibe zwischen Kunden, Händlern und Banken ist dies eine ganz wesentliche Herausforderung. Die Technologie eines CRM-Systems ist hier wohl nur der Träger, um die Prozesse und Aktivitäten möglichst genau ins Ziel zu steuern. Oft wird nicht Augenmerk darauf gelegt, ob nicht das Eigentliche längst schon aus dem Fokus verloren wurde – nämlich möglichst viele zufriedene Kunden und stabile Beziehungen. CRM bedeutet für Europay Service, Beziehungspflege und Partnerschaft.

Wie kommt man zu stabilen Kundenbeziehungen?

Konkret heißt CRM bei Europay Austria zum Beispiel: Mit dem Online-Master-Card-Portal steht seit September des Vorjahres Österreichs modernstes Kreditkartenportal zur Verfügung. Über das Online-Portal können Umsatzabfragen und E-Abrechnungen, Reklamationseinmeldungen, die Verwaltung aller persönlichen Master-Card-Kartendaten sowie die Verwaltung der Rückzahlungsmodalitäten bei Teilzahlungen durchgeführt werden. Ein persönlicher Datenspeicher rundet das Angebot ab. Darüber hinaus erhalten Master-Card-Best-Umsetzer viermal jährlich das Magazin „Modern Times“. Speziell günstige Angebote für alle Master-Card-Kartenbesitzer bieten wir ebenfalls viermal jährlich an. Das sind dann die sogenannten Master-Card-Specials. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um günstige Hotelangebote, Shoppingvorteile oder andere spezielle Aktionen. Aufgrund der breiten Fächerung des Angebots ist für jeden etwas dabei. Zugleich findet damit auch die fürs Business so wichtige Beziehungspflege auf Vertragspartnerseite statt – eben weil so die Geschäfte angekurbelt werden. Das bedeutet eine echte Win-win-Situation für alle.

Funktioniert die Dienstleistung reibungslos, freut sich der Mensch. Kleine Aufmerksamkeiten erhöhen darüber hinaus die Kundentreue. Foto: Bilderbox.com

Steckbrief

Peter Neubauer ist Vorsitzender der Geschäftsleitung von Europay Austria.
Foto: Europay

Welcher personelle und zeitliche Aufwand ist mit Customer Relationship Management verbunden?

Bei uns kümmern sich viele engagierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen persönlich um die Anliegen der Karteninhaber, der Vertragspartner und der Banken. Im Falle von Problemen mit Karten oder Sperren heißt das: Service während 24 Stunden pro Tag, und das sieben Tage pro Woche.

www.europay.at

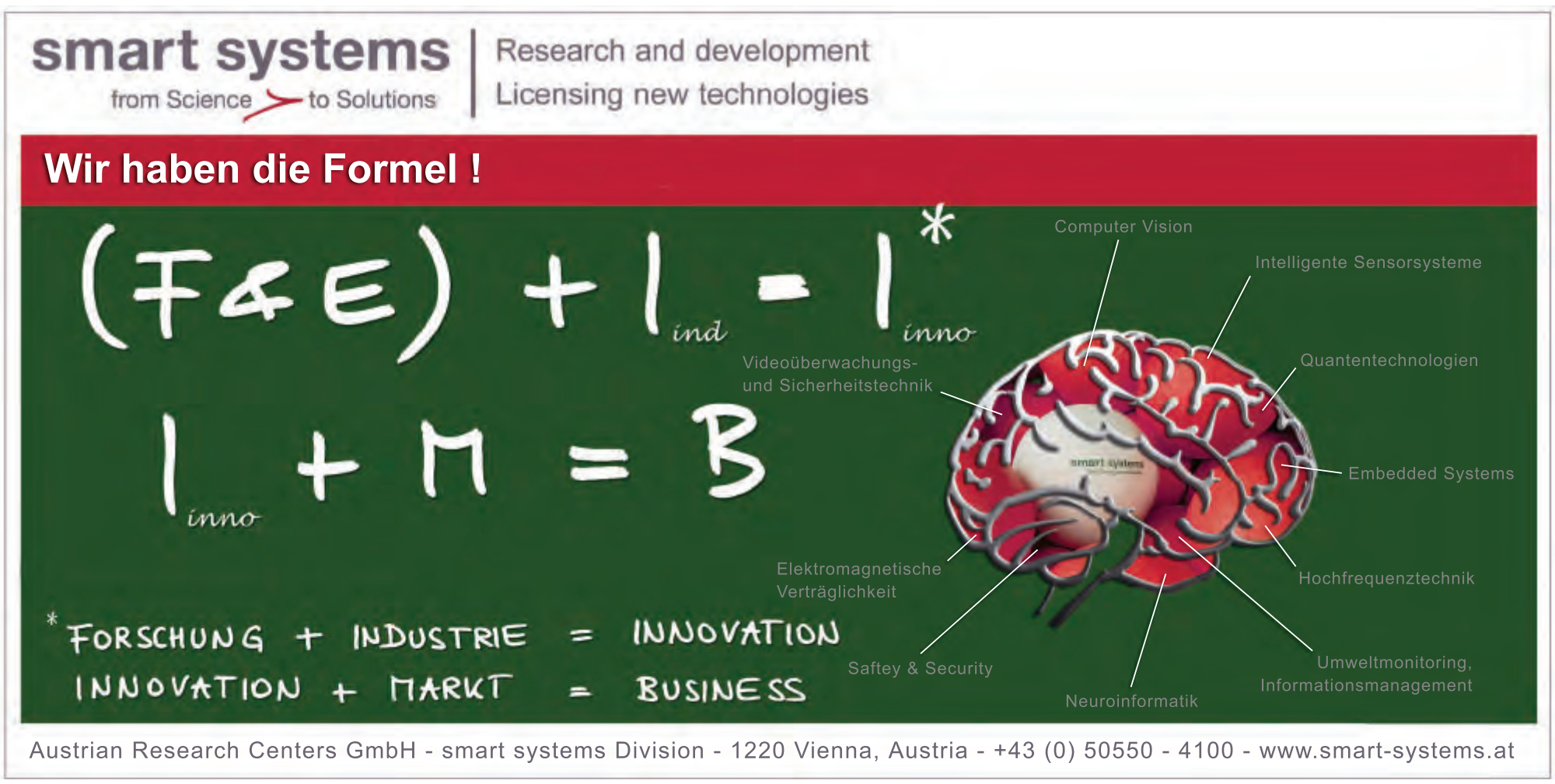
Aktion mit Wert

Europay-Aktion für den Jugendschutz.

Dass Kundenbeziehungsmanagement mitunter auch einer guten Sache dienen kann, dokumentiert eines der jüngsten Projekte von Europay. Um Jugendliche unter 16 Jahren am Konsum von Zigaretten zu hindern, haben sich Österreichs Tabaktrafikanten freiwillig dazu verpflichtet, ihre Zigarettenautomaten für diese Klientel zu sperren. Dank Europay ist das österreichweit gelungen. Das System funktioniert folgendermaßen: Wer via Automat Zigaretten kaufen will, muss zunächst einmal beweisen, dass er älter als 16 Jahre alt ist. Diese Information ist auf jeder der 6,8 Mio. Maestro-Karten gespeichert. Sobald der Kunde die Karte in das Kartenlesemodul des Automaten einführt, wird dieser – je nach übermittelter Information – entriegelt oder bleibt gesperrt.

Umsatzverdoppelung

Die Trafikanten-Kooperation hat Europay neben dem „gesellschaftlichen Renommee“ auch noch andere Vorteile beschert. Wurden im Jahr 2005 noch rund 523.000 Transaktionen an Zigarettenautomaten getätigt, so waren es 2006 bereits über eine Mio. Zeitgleich stieg der Umsatz von rund 1,8 Mio. Euro auf rund 3,6 Mio. Euro. Das entspricht einer Verdoppelung der Umsatz- und Transaktionszahlungen.



Special Innovation

Flexibilität schafft Vorteile

Qualität der Kundenbeziehungen ist entscheidender Erfolgsfaktor für nachhaltiges Unternehmenswachstum.

Manfred Lechner

Verstärkt setzen Unternehmen auf den kontinuierlichen Ausbau ihrer Kundenbeziehungen mittels Customer Relationship Management (CRM). Wie aus einer Umfrage des führenden IT-Beratungsunternehmens Capgemini hervorgeht, stiegen im vergangenen Jahr die IT-Budgets der Unternehmen um 19 Prozent. Nur sechs Prozent der Firmen mussten mit weniger Geld auskommen als im Vorjahr. Auszugehen ist davon, dass sich der Vorjahrestrend fortsetzen wird. Ging es 2005 noch vorrangig darum, Kundendaten zu gewinnen, genoss 2006 die Erhöhung des Budgets für CRM höchste Priorität. Es war mit 73 Prozent der Nennungen eines der drei wichtigsten Ziele. Der Aufbau von Kundenwissen ist mit 64 Prozent auf den zweiten Platz gefallen, 63 Prozent der Unternehmen wollen in erster Linie die Vertriebseffizienz steigern.

Herausforderung

Bessere Servicierung von Kunden entspricht einem der CRM-Ziele: Kunden langfristig und gewinnbringend an ein Unternehmen zu binden. Kundenbindung und Vertriebseffizienz machen sich aus Unternehmenssicht sowohl auf der Umsatz- als auch auf der Kostenseite positiv bemerkbar. Die Herausforderung besteht darin, Neukunden zu gewinnen und gleichzeitig den bestehenden Kundenstamm zu erhalten, denn es ist zu 80 Prozent billiger, einen bestehenden Kunden zu erhalten, als einen Neukunden zu gewinnen. Aus diesem Grund hat sich mittlerweile CRM auch für Klein- und Mittelbetriebe zu einem Überlebensfaktor entwickelt. „Nur Unternehmen mit einem partnerschaftlichen Verhältnis zum Kunden und einer konsequenten Kundenorientierung werden sich im Wettbewerb behaupten können“, erklärt Michael Kaufmann, Senior Practice Manager CRM von IDS Scheer Austria. Tatsache ist, dass Unternehmen zur Umsetzung der Geschäftsstrategie flexible Geschäftsprozesse und hohe Innovationsbereitschaft benötigen, damit betriebswirtschaftliche Überlegungen punktgenau in die IT-Systeme übertragen werden können. Das von IDS Scheer entwickelte Business Process Management (BPM) mit Aris in Verbindung mit der SAP-Software Netweaver ermöglicht unter anderem, Vorgehensmodelle und Technologien zur Verfügung zu stellen. Kaufmann: „Voraussetzungen, die erst ein flexibles CRM-Management möglich machen.“ In die von IDS Scheer entwickelte Aris-Plattform flossen die Erfahrungen aus mehr als 6000 BPM-Projekten ein. Kennzeichen ist, dass Aris die Modellierung, Analyse und Optimierung von Geschäftsprozessen, die Implementierung von SAP-Lösungen und den Aufbau von serviceorientierten Architekturen möglich macht.

Der Verkauf benötigt Kundeninfos auf Knopfdruck. Foto: Bilderbox.com

Tools für die Praxis

Der Vorteil dieser Lösung besteht darin, dass mithilfe verschiedenster Marketing-Tools und -Funktionen auf allen Ebenen eine effektive Unterstützung geboten wird: Diese reicht von der Kampagnen-Planung über die Zielgruppenmodellierung bis hin zu personalisierten Produktempfehlungen und komplexen Marktanalysefunktionen. Sämtliche Daten – etwa Zielgruppen, Produktlisten und externe Adresslisten – können zu Auswertungszwecken herangezogen werden. Kaufmann: „CRM-Projekte sind keine IT-Projekte, sondern Organisationsprojekte, die mithilfe der IT umgesetzt werden.“

www.ids-scheer.at

www.ecoplus.at

ecoplus. Das Plus für Niederösterreich

neuland technopole

Im globalen Wettbewerb gehen innovative Unternehmen dahin, wo sie die besten Voraussetzungen finden. Nach Niederösterreich.

Der Standortfaktor der Zukunft heißt Technologie. Und einer der entscheidenden Standortvorteile ist die optimale Verknüpfung von Ausbildung, Forschung und Wirtschaft – auf den Punkt gebracht an den Technopolen in Niederösterreich. Hier werden in der Zusammenarbeit von Ausbildungs- und Forschungsinstitutionen und innovativen Unternehmen bereits jetzt internationale Maßstäbe gesetzt. Fokussiert auf drei Zukunftstechnologien, konzentriert an drei starken Standorten: Für Modern Industrial Technologies am Technopol Wiener Neustadt. Für Biotechnologie und Regenerative Medizin am Technopol Krems. Für Agrar- und Umweltbiotechnologie am Technopol Tulln. Dazu das Service von ecoplus. Und dazu das entscheidungsfreundliche Klima, für das Niederösterreich weit über die Grenzen hinaus bekannt ist. Es hat eben viele Gründe, dass wir bei internationalen Standortentscheidungen immer öfter erste Wahl sind. Wer in der Technologie Neuland betreten will, hat in Niederösterreich Heimvorteil.

ecoplus. Die Wirtschaftsagentur für Niederösterreich

Special Innovation

Hightech-Späher aus der Luft

Wenn Soldaten der Vereinigten Arabischen Emirate Näheres über die Lage in der von ihnen betreuten Region in Afghanistan wissen wollen, dann bauen sie unter anderem auf Technik aus Österreich.

Das fliegende Auge über der Wüste: Der Camcopter S-100 wird in den Vereinigten Arabischen Emiraten und auch in Afghanistan zur Luftüberwachung eingesetzt. Foto: Schiebel

Ernst Brandstetter

Der Späher aus der Luft ist kaum zu orten: Rund hundert Stundenkilometer schnell bewegt sich das Fluggerät in etwa 300 Metern über dem Boden auf einer genau festgelegten Flugroute, während sich unter dem Rumpf eine Hightech-Kamera lautlos bewegt und in höchster Qualität Videobilder zum Stützpunkt sendet – egal ob es sich dabei um Tageslichtaufnahmen bei hellem Sonnenschein oder Infrarot-Bilder handelt, die selbst in der Dunkelheit zeigen, was sich unten am Boden denn so tut.

Designte Drohne

Und das, ohne dass sich der Pilot irgendeiner Gefahr aussetzen müsste: Denn der kleine Helikopter ist eine ferngesteuerte „Drohne", lediglich etwa 200 Kilo schwer. Leise, rasch und gerade einmal drei Meter lang kann der kleine Hubschrauber mit seinem nur 55 Pferdestärken starken Wankelmotor nicht nur fast überall starten und landen, sondern er trotzt auch starkem Wind und widrigen Verhältnissen. Zudem ist das Design des Mini-Helikopters so hervorragend gelungen, dass ein Exemplar davon jetzt sogar im Museum of Modern Art zu sehen ist.

Der Hubschrauber aus Niederösterreich stellt eine geballte Ladung Hightech dar. Mit einem Rumpf aus Kohlefasern und extrem hochwertigen Teilen aus Titan ist er leicht und dennoch enorm widerstandsfähig und kann überdies 25 Kilo Nutzlast tragen. Das reicht für eine Vielzahl von Aufgaben, wie beispielsweise die gefahrlose Minensuche aus der Luft, den Einsatz zur Schmuggel-, Schlepper- und Drogenbekämpfung, Rettungseinsätze bei Bränden, Lawinenkatastrophen und Überflutungen und Hilfe bei der Suche nach vermissten Personen in unwegsamem Gelände bis hin zu Einsätzen im Agrarbereich, bei wissenschaftlichen Messungen und Filmaufnahmen. Auch routinemäßige Überwachungen von Pipelines, Wasser-, Strom- und Kommunikationsleitungen wie auch von großen Betriebsgeländen und Anlagen können vom „Camcopter S-100" sehr kosteneffizient durchgeführt werden.

Technische Vorteile

Im Gegensatz zu anderen unbemannten Fluggeräten benötigt der Helikopter außerdem keine Startbahn und kann sich stationär im Luftraum aufhalten. Durch diese Vorteile in Kombination mit der einzigartigen Flugsteuerung konnten bereits Großaufträge lukriert werden. Sie ermöglichten dem Unternehmen schon bei Produktionsbeginn eine erfolgreiche Marktpositionierung auf dem Sektor unbemannter Fluggeräte.

Getestet wurden die Hubschrauber neben dem österreichischen Bundesheer und der deutschen Marine bereits von einer ganzen Reihe von internationalen Interessenten. 26 Helikopter wurden schon ausgeliefert. Produziert werden derzeit sechs Fluggeräte pro Monat, die Gesamtkapazität liegt bei 120 Stück im Jahr.

„Wir sind für weit über ein Jahr ausgelastet", erklärt Firmenchef Hans Georg Schiebel zufrieden. Die beim Flughafen Wiener Neustadt gelegene Hubschrauberproduktionsstätte des Unternehmens schaffe auf diese Weise mittelfristig an die hundert Arbeitsplätze für die Region.

www.schiebel.net

Hans Georg Schiebel: „Mitte der 90er Jahre habe ich die Liebe zu den unbemannten Hubschraubern entdeckt, die damals jedoch als Trägerplattform für Minensuchgeräte gedacht waren."

Erfolg durch Liebe zur Technik

economy: ***Sie haben im November ihren neuen Produktionsstandort in Wiener Neustadt eröffnet und damit den Weg in Richtung Wachstum weiter beschritten. Was ist die Basis dieses Erfolgs?***

Hans Georg Schiebel: Ich bin der Meinung, es ist die Begeisterung für das, was wir tun. In der 55-jährigen Firmengeschichte hat sich der Kurs des Unternehmens einige Male geändert und gelegentlich auch das Sortiment. Wir haben alles, was wir getan haben, mit sehr viel Liebe zur Technik getan. Ich denke, das ist ein Grundstein des Erfolges.

Was waren die Meilensteine der Unternehmensgeschichte?

Der erste Meilenstein war sicherlich jener, dass mein Vater in den 60er Jahren mit der Elektronik begonnen hat. Ein weiteres entscheidendes Ereignis war der Einstieg in das Minensuchgerätegeschäft Anfang der 80er Jahre. Mitte der 90er Jahre habe ich die Liebe zu den unbemannten Hubschraubern entdeckt, die damals jedoch als Trägerplattform für Minensuchgeräte gedacht waren – das war der logische Fortschritt in der Geschäftsentwicklung.

Wer sind die Hauptabnehmer für den Camcopter?

Unsere primären Abnehmer sind Regierungen. Die Einsatzgebiete des Camcopters sind jedoch vielfältig. Er ist auch für zivile Anwendungen, wie beispielsweise Verkehrsüberwachung, Landvermessung, wissenschaftliche und landwirtschaftliche Einsätze oder Filmaufnahmen geeignet.

Planen Sie in nächster Zeit weitere Expansionen?

Natürlich, wir stehen nicht still und orientieren uns am Markt. Die Größe unseres Unternehmens entscheiden jedoch nicht wir, sondern unsere Kunden – das hat schon mein Vater gesagt. Konkrete Pläne gibt es derzeit allerdings nicht. Wir haben nun einen neuen Produktionsstandort im südlichen Niederösterreich, auf den wir sehr stolz sind – weiters haben wir ein Werk in Abu Dhabi. Kurzfristig sehe ich also keine Notwendigkeit für weitere Expansionen. *pte/bra*

Steckbrief

Hans Georg Schiebel ist Geschäftsführer der Schiebel-Unternehmensgruppe.
Foto: Schiebel

Info

● **Schiebel.** Die Tätigkeitsschwerpunkte der im Jahr 1951 gegründeten Schiebel-Unternehmensgruppe liegen in der Entwicklung und Erzeugung von hochmodernen Minensuchgeräten und unbemannten Hightech-Helikoptern. Seit dem Jahr 1994 befasst sich Schiebel mit der Entwicklung von unbemannten Helikoptern und brachte Anfang 2000 das erste Camcopter-UAV-System auf den Markt. Angesiedelt ist die Hubschrauber-Produktion am Flughafen Wiener Neustadt-Ost. Ein perfekter Standort für das Unternehmen, wie Geschäftsführer Hans Georg Schiebel erklärte: „Aufgrund der günstigen Verkehrsanbindung zur A2 und der direkten Lage am Flugfeld haben wir hier optimale Voraussetzungen für die Produktion gefunden." Bei der Ansiedlung fand die Firma Unterstützung durch Ecoplus, die Wirtschaftsagentur für Niederösterreich.

www.ecoplus.at

Special Innovation

Forschen und gewinnen

Der Wettbewerb „Jugend Innovativ“ fördert Schüler, Forschungsprojekte in Eigenregie durchzuführen.

Manfred Lechner

Ziel des Wettbewerbs „Jugend Innovativ“ ist es, jugendliche Forscher zur Entwicklung neuer, zukunftsträchtiger Ideen zu motivieren. Die Bandbreite der eingereichten Arbeiten reicht beispielsweise von einem innovativen Mini-Kühlschrank über neue Methoden zur Energiegewinnung bis hin zu einem modernen Adventkranz der anderen Art.

Der Schulwettbewerb, der in diesem Jahr zum 20. Mal veranstaltet wird, verzeichnet ein Rekordinteresse. Mit 375 Einreichungen kam es zu einer Steigerung um 30 Prozent. Ausgerichtet wird der Wettbewerb im Auftrag des Unterrichts- und Wirtschaftsministeriums vom Austria Wirtschaftsservice (aws), der Finanzierungs- und Förderbank des Bundes. Es steht den Teilnehmern frei, für die Präsentation ihrer Projekte zwischen den Bereichen Business, Design, Engineering und Science zu wählen.

„Eine Beteiligung bringt für Schüler auch die Möglichkeit, praktische Erfahrungen im Rahmen der Projektarbeit zu sammeln und Bekanntschaften sowie wertvolle Kontakte zu schließen“, erklärt Jana Zach, Organisatorin des Wettbewerbs und Mitarbeiterin vom aws. Zusätzlich zum Erwerb dieser Erfahrungen belohnt „Jugend Innovativ“ die Sieger mit Geldpreisen und entsendet sie auch zu internationalen Wettbewerben wie beispielsweise zum EU-Contest for Young Scientists ins spanische Valencia oder zur Jungforscher-Messe in die USA. Mehr als 1600 Schüler aus ganz Österreich tüfteln an ihren innovativen Projekten und stellen sich einer hochkarätigen Jury, die sich aus Vertretern von aws, der Technischen Universität Wien, Siemens sowie Wirtschafts- und Wissenschaftsministerium zusammensetzt. Bekanntgegeben werden die aus einem Pool der 20 besten Projekte ausgewählten siegreichen Preisträger beim Finale, das vom 30. Mai bis 1. Juni 2007 im Technischen Museum Wien stattfindet. „Für die ehrenamtliche Jury bedeutet die Ermittlung der besten Projekte in der Entscheidungsfindung eine Menge Arbeit. Dennoch bereiten die präsentierten Leistungen der Teilnehmer den Juroren viel Vergnügen, da sie das Innovationspotenzial von Österreichs Schulen demonstrieren und immer wieder schöne Erfolge versprechen“, erklärt Jana Zach. Die in diesem Jahr eingereichten Projekte machen deutlich, wie erfinderisch Österreichs Schüler sind. Aufgegriffen wurden aktuelle Probleme und daraus innovative Lösungen erarbeitet.

Energiealternativen

So widmete sich beispielsweise ein Projektteam der Biogasgewinnung aus Maisstroh. Die neue Technologie wird derzeit in der eigens dafür konstruierten Versuchsanlage erfolgreich getestet. Mit sauberer Energie funktioniert auch die „Chilly-Box 205“. Das Projekt eines Wiener Schülerteams benötigt keine Stromzufuhr. Diese völlige neue Mini-Kühl-Box garantiert auch beim Badeausflug kalte Getränke und frische Wurstsemmeln. Die Kühlung erfolgt mittels Solarenergie in Kombination mit speziellen Kühl-Salzen. Ein anderes kreatives Projektteam, das in der Kategorie Design eingereicht hat, erfand Plux, einen „Designer“-Adventkranz, der eine geglückte Mischung zwischen traditionellem Brauchtum und modernem Design zustande bringt. Plux basiert auf einem simplen Stecksystem und erfüllt gleichermaßen ästhetische wie funktionelle Ansprüche.

www.jugendinnovativ.at

Attraktive Angebote wie hoch dotierte Preise oder die Möglichkeit, auch an internationalen Wettbewerben teilnehmen zu können, schaffen die Voraussetzungen, um Jugendliche für wissenschaftliche Forschung zu begeistern. Foto: Bilderbox.com

Kreativwirtschaft auf der Überholspur

Vielfältige aws-Förderprogramme erleichtern kreativen Unternehmen die Umsetzung von neuen Geschäftsideen.

Bereits zum dritten Mal schafft das Austria Wirtschaftsservice (aws) für Wirtschaftstreibende und Kreative die Möglichkeit, sich im Rahmen des „Impulprogramms Creativwirtschaft“ am Aufruf zur „iP-Förderung“ zu beteiligen.

Der dritte „Call“ zur „iP-Förderung“ findet zwischen 2. April bis 7. Mai 2007 statt. Mit 1,4 Mio. Euro Gesamtdotierung bildet diese den Großteil der finanziellen Förderungen im Rahmen des Impulsprogramms. Ziel ist es, die Verwirklichung von kreativen, innovativen und marktorientierten Projekten in Musik, Multimedia und Design voranzutreiben und Projekte zu ermöglichen, die vor allem aufgrund mangelnder Eigenkapitalausstattung der Unternehmen und damit verbundener Risiken ohne Unterstützung nicht realisiert werden könnten. Einreichberechtigt sind bereits bestehende oder in Gründung befindliche Klein- und Mittelbetriebe aller Branchen. Eine internationale Jury bewertet die Projekte nach Kriterien wie Kreativitäts- und Innovationsgehalt sowie wirtschaftlicher Relevanz und Umsetzbarkeit. Die besten Projekte können sich an der zweiten Phase des Calls beteiligen. In dieser erhalten Einreicher Unterstützung bei der Erstellung von Businessplänen und ausführlichen Projektdarstellungen. Eine Jury entscheidet über die erfolgsträchtigsten Projekte, die Förderungen in der Höhe von bis zu 70 Prozent der Projektkosten in Anspruch nehmen können.

Die 30.000 Unternehmen der österreichische Kreativwirtschaft beschäftigen 100.000 Mitarbeiter. Foto: Bilderbox.com

Von den Besten lernen

Ein weiteres aws-Angebot in Zusammenarbeit mit Departure, der Wiener Förderstelle für Creative Industries, stellen die WE – Workshops for Entrepreneurs dar. Sie vermitteln Brancheninsidern aus den Bereichen Mode, Musik, Multimedia und Design notwendiges Basis- und Praxiswissen für Unternehmensgründer und Jungunternehmer in der Kreativwirtschaft. Das Ausbildungsprogramm soll Lust auf das Unternehmertum machen. „Mithilfe von Unternehmerpersönlichkeiten, die es schon geschafft haben, wollen wir jungen Kreativen die Angst vor einer Unternehmensgründung nehmen und den Weg in die Selbstständigkeit ebnen“, erläutert Sonja Hammerschmid. Als Leiterin des Bereichs Technologie und Innovation beim aws verantwortet sie auch das „Impulsprogramm Creativwirtschaft“. *malech*

www.impulsprogramm.at
www.we07.at

Das Special Innovation entsteht mit finanzieller Unterstützung von ECAustria. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

ED_32-07_23_S.indd 3 10.04.2007 20:50:25 Uhr

Special Wissenschaft & Forschung

Margit Ehardt-Schmiederer: „Nachvollziehbare Analysen über Stärken und Schwächen österreichischer Wissenschaftler ermöglichen eine bessere Planung der Forschungsaktivitäten“, erklärt die Leiterin von Proviso, dem Beratungs- und Dienstleistungsprojekt aller mit Forschungsagenden betrauten Ministerien.

Stark in der Kooperation

Manfred Lechner

economy: *Welche Aufgaben hat Proviso zu erfüllen?*

Margit Ehardt-Schmiederer: Proviso bietet ein umfassendes Monitoring der österreichischen Beteiligungen an den EU-Rahmenprogrammen für Forschung und technologische Entwicklung. Eine kontinuierliche Bestandsaufnahme der Forschungsthemen und Forschungskonsortien der EU-Rahmenprogramme und detaillierte Analysen darüber werden von uns durchgeführt. Es sind unter anderem Statistiken und Berichte zu erstellen, die einen detaillierten und umfassenden Überblick über die Performance sowie über die Stärken und Schwächen der österreichischen Forscher in den EU-Forschungsrahmenprogrammen aufzeigen.

In welchem Ausmaß beteiligen sich österreichische Wissenschaftler an EU-Projekten?

Generell kann man sagen, dass österreichische Forscher sich mittlerweile sehr erfolgreich am europäischen Wettbewerb beteiligen und kontinuierlich ihre Performance an den EU-Rahmenprogrammen verbessert haben. Im sechsten Rahmenprogramm, welches von 2002 bis 2006 lief, wurden rund 8500 Projekte gefördert. Insgesamt kooperieren über 70.000-mal Forscher auf europäischer und internationaler Ebene. An jedem siebenten, also an 1225 dieser geförderten Projekte sind österreichische Institutionen beteiligt.

Existieren Vorzeigeprojekte?

„Tunconstruct“, ein von der Technischen Universität Graz koordiniertes Projekt, zeigt anschaulich, wie durch die Teilnahme an europäischen Rahmenprogrammen langfristige Kooperationen entstehen können. Erfolgreiche Forschungsschwerpunkte sind die Bereiche „Bürger und Staat in der Wissensgesellschaft“, „Nachhaltige Energiesysteme“, „Nanotechnologien und Nanowissenschaften“, „Nachhaltiger Landverkehr“ und „Technologien für die Informationsgesellschaft“.

Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit heimische Wissenschaftler optimal von EU-Programmen profitieren können?

Auf nationaler Ebene müssen Stärken gestärkt und Schwächen erkannt sowie behoben werden. Gerade für Österreich als ein kleines Land ist es wichtig, durch ausreichend dotierte und vielfältige nationale Förderprogramme die Basis für internationale Erfolge zu schaffen.

Steckbrief

Margit Ehardt-Schmiederer ist Leiterin des Beratungsprojekts Proviso. F.: Proviso

Wie hoch sind die Rückflüsse im sechsten Rahmenprogramm in Relation zu den von Österreich geleisteten Zahlungen?

Die Rückflussquote beträgt für das sechste Rahmenprogramm beachtliche 115 Prozent. Erfolg kann und darf man jedoch nicht nur an den finanziellen Rückflüssen messen. Langfristig wirken sich die durch die Beteiligungen an den Rahmenprogrammen entstandenen Kontakte positiv auf den heimischen Forschungsstandort aus. Die Teilnahme an einem EU-Projekt führt zu einem Multiplikatoreffekt, Forscher machen international auf sich aufmerksam, langfristige Kooperationen nicht nur innerhalb der „Scientific Community“, sondern zwischen Wissenschaft und Praxis entstehen.

Die Evaluierung österreichischer Forschungslandschaft schafft die Voraussetzungen dafür, dass punktgenaue Fördermaßnahmen gesetzt werden können. Foto: Bilderbox.com

Beschleunigung beim Tunnelbau

Grazer EU-Projekt erarbeitet in Kooperation mit europäischer Bauindustrie umfassende Optimierungsschritte.

In Europa ist ein steigender Bedarf an unterirdischen Bauwerken, vor allem im Tunnelbereich, festzustellen. Knackpunkt ist, dass die Errichtung solcher Bauwerke mit außerordentlich hohen Kosten verbunden ist. Ziel eines derzeit von der Technischen Universität Graz gemanagten EU-Projekts namens „Tunconstruct“ ist es, Baukosten und nachfolgende Erhaltungskosten entscheidend zu senken. Dafür stehen 28 Mio. Euro zur Verfügung. „14 Millionen Euro wurden von der EU zur Verfügung gestellt, und der Rest wird von den an dem Projekt beteiligten, aus ganz Europa stammenden Bau-Industriebetrieben zur Verfügung gestellt“, erklärt Projektleiter Gernot Beer vom Grazer Institut für Baustatik. Teil der von der EU vorgegebenen Ausschreibungsbedingungen für das auf diesem Gebiet derzeit weltweit größte Projekt ist, dass es einerseits die europäische Bauindustrie stärkt und andererseits durch Verbilligung des Bauens unter Tag der europäischen Bevölkerung zugutekommt, da dadurch umweltfreundlichere Verkehrsverbindungen – Stichwort: Brennerbasistunnel – geschaffen werden können. „Die Optimierung erfolgt nicht punktuell, sondern flächendeckend“, erklärt Beer. Entwickelt werden sowohl neue Bohrmaschinen als auch Roboter, die nach dem Vortrieb den zur Stützung notwendigen Spritzbeton aufbringen. „Optimierung der Bohrmaschinen ist deshalb notwendig, da beispielsweise bei einem spanischen Tunnelprojekt diese Maschine rund 40 Prozent der Bauzeit stillstand“, so Beer. Zurückzuführen ist dies auf die unterschiedliche Beschaffenheit der Gesteinsschichten. Problematisch sind beispielsweise harte Schichten, die in weichem Gestein eingebettet sind.

Neue Technologien ermöglichen schnelleren Tunnelbau und längere Haltbarkeit der Bauwerke. Foto: Bilderbox.com

Virtuelle Realität

Eine der Kernkompetenzen der Grazer Wissenschaftler liegt auf dem Gebiet der virtuellen Realität. Damit kann einerseits bereits im Planungsstadium ein genaues Abbild der zu erwartenden Gesteinsschichten erstellt und andererseits während des Baus mittels Schallwellen die Vortriebsstrecke abgetastet werden. „Die Helme der Bauingenieure werden mit einem Display ausgestattet, auf dem sie die aktuell bearbeiteten Gesteinsschichten sehen können“, so Beer. In Summe erwartet sich Beer, dass eine zehn- bis 30-prozentige Beschleunigung beim Bau erreicht werden kann. *malech*

Die Serie erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 7

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Ernst Brandstetter
Der achte Teil erscheint am 27. April 2007.

Dossier *Tiere*

Die Insekten des Kapitals

Foto: Photos.com

Es gibt wohl Gründe , dass manche Finanzinvestoren mit abwertenden Tiermetaphern bedacht werden. Nach den Geierfonds, Raubtieren, Zinskrebsen, Aussaugern, Geldzecken und Parasiten steht heute auch die Heuschrecke auf der Liste der Kosenamen.

Früher hieß es Raubtierkapitalimus, wenn die United Fruit Company in Mittelamerika Bananenbauern zusammenprügeln ließ, nachdem diese mehr Lohn verlangt hatten. Oder wenn Diamantenförderer wie De Beers mit den Warlords in Sierra Leone mauschelten, um nur ja nichts vom Profit für den Aufbau des armen Landes weitergeben zu müssen. Raubtierkapitalismus ist es auch, wenn Unternehmen wie Halliburton zuerst die von der Armee des eigenen Landes zusammengeschossene Infrastruktur im Irak wieder aufbauen, dann der eigenen Regierung überhöhte Preise verrechnen und nach Kritik den Stammsitz einfach nach Dubai, praktisch ins Finanzzentrum der muslimischen Welt, verlegen und dort noch dazu jede Menge Steuern sparen.

Raubtierkapitalismus bedeutet McJobs in den USA mit Zehn-Dollar-Stundenlöhnen für ungelerntes Personal, das deswegen so schlecht ausgebildet ist, weil es kein adäquates Schulsystem gibt und weil die Wirtschaft der USA Heerscharen von stumpfen Billigkräften braucht, um funktionieren zu können.

Verbrannte Erde

Doch auch Raubtiere sind irgendwann einmal satt. United Fruit hat sich nicht zuletzt unter großem Druck von nichtstaatlichen Organisationen einigermaßen gebessert, De Beers arbeitet heute mit Diamantenzertifikaten, um Halliburton ist es ruhiger geworden, McJobs sind auch hierzulande Allgemeingut. Deswegen greift die Metapher der Raubtiere nicht mehr so gut. Und daher gibt es heute die „Heuschrecken", seit der deutsche Ex-SPD-Vorsitzende Franz Müntefering diesen Vergleich 2004 in einem Nebensatz für besonders aggressive Private-Equity-Gesellschaften verwendet hat. Und irgendwie passt er besser: Heuschreckenschwärme tauchen meist unvermittelt und mit großer Energie auf, fallen über einen Landstrich her, fressen ihn kahl und hinterlassen „verbrannte Erde". Und es ist nichts davon bekannt, dass ein Heuschreckenschwarm jemals „satt" geworden wäre.

Komischerweise kann die angelsächsische Welt so gar nichts mit Münteferings Vergleich anfangen und wundert sich über die empfindliche Sichtweise der kontinentaleuropäischen Sozialstaaten. Denn der Freibeuter-Kapitalismus ist ja ihrer Meinung nach nur eine folgerichtige Weiterentwicklung der Anhäufungsmöglichkeiten von Finanzkapital. So meinte auch der US-Finanzminister John W. Snow damals in einer Replik auf die Heuschrecken-Aussage: „Ich denke nicht in solchen Begriffen." Hier soziale Marktwirtschaft, dort Marktradikalimus, ganz klar.

Die kompromisslose Art, Mehrwert zu produzieren, ging in den 1980er Jahren an den US-Börsen so richtig los. Michael Douglas gab im Film *Wall Street* das Credo einer ganzen neuen Jungkapitalisten-Generation schauspielerisch vor: „Greed is good", Gier ist gut, verkürzten Geldvermehrer und Firmenzocker ihre einzige Moral auf den schnellen Profit. Dabei hält man sich nicht lange mit gesellschaftspolitischen Bedenken wie die gefühlsduseligen „sozialen Markwirtschaftler" in Europa auf. Rafft an euch, was zu raffen ist. Die Heuschreckenplage begann anzurollen.

Auf *Wall Street* folgte die Verfilmung des Börse-Splatter-Themas von *American Psycho*, in der die Tätigkeit des vom Finanzleben schizophren gewordenen Hauptdarstellers zwischen den Aktivitäten „Mergers & Akquisitions" und „Murders & Executions" schwankt, sie letztlich sogar gleichsetzt. Eine verstörende Parabel über das zerrüttete Innenleben der Geldjunkies.

Institutionalisierte Plage

Diese Attitüde hat sich heute jedenfalls weitaus mehr professionalisiert. Bestand früher das „böse" Finanzkapital aus Börsezockern, Insidern, Investmentberatern, Wertpapierhändlern und Unternehmensauf- und verkäufern, hat es heute einen institutionalisierten Charakter.

Der Grund ist die enorm gestiegene Verfügbarkeit von Geld: Die deregulierten staatlichen Strukturen in den angelsächischen Ländern mit der fast vollständigen Privatisierung der gesellschaftlichen Versorgungsaufgabe hat dazu geführt, dass private oder Unternehmenspensionsfonds sowie andere Veranlagungsdienstleister über immer höhere Geldsummen verfügen.

Und das bringt natürlich automatisch auch mehr Macht und Kompromisslosigkeit, da die Höhe der kurzfristig erzielbaren Rendite über Wohl und Wehe eines Fonds weit mehr entscheidet als Softie-Ziele wie etwa Nachhaltigkeit oder Ethik.

Fortsetzung auf Seite 26

Dossier – Tiere

Fortsetzung von Seite 25

Mitte der 1990er Jahre war in den USA, in Großbritannien und in einigen anderen finanzliberalen Ländern wie Island so viel Geld vorhanden, dass aus vielen Private-Equity-Unternehmen zwangsläufig sogenannte „Heuschrecken“ wurden. Was meinte Müntefering aber eigentlich genau mit seiner Metapher? Er sagte damals bei einem Vortrag wörtlich: „Wir müssen denjenigen Unternehmern, die die Zukunftsfähigkeit ihrer Unternehmen und die Interessen ihrer Arbeitnehmer im Blick haben, helfen gegen die verantwortungslosen Heuschreckenschwärme, die im Vierteljahrestakt Erfolg messen, Substanz absaugen und Unternehmen kaputtgehen lassen, wenn sie sie abgefressen haben.“

Das Heulen der Kapitalisten

Natürlich heulte die Finanzwelt auf: Dieser Vergleich mit gefräßigen Insekten sei ungeeignet, die Tätigkeit der Finanzfonds zu beschreiben. Keineswegs seien sie auf schnellen Profit durch Auspressen und Zerstörung von Unternehmenssubstanz aus, sondern im Gegenteil auf langfristiges Engagement zum Wohle der Unternehmen und ihrer Arbeitnehmer. Was sie nicht dazu sagen, ist, dass das Generieren eines hohen Profits bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung einer hohen Beschäftigungsquote automatisch einen Zielkonflikt auslöst und unter Globalisierungsdruck sowieso nicht eingehalten werden kann.

Wer sind nun eigentlich die Heuschrecken? Manche Namen wie Cerberus gemahnen tatsächlich an üble Absichten, und häufig liegt ein Körnchen Wahrheit darin: Muss ein Unternehmen auf dem Weg in die Hölle noch am Höllenhund vorbei und dort seine Abbitte leisten? Andere Heuschrecken geben sich in ihrer Fantasienamenswahl dezenter: die Fonds Permira zum Beispiel, Ripplewood, Blackstone, Citadel, Oaktree, Lone Star, Apollo, KKR, Apax, Carlyle, CVC Capital, WCM, Advent, Fortress, Dart Container, Saban Capital, BC Partners und Novator, um die wichtigsten zu nennen. Oder ganz einfach große Finanzunternehmen wie Goldman Sachs und in bestimmten Bereichen sogar die Deutsche Bank als einer der wenigen Player aus Kontinentaleuropa. Und worin besteht nun die viel kritisierte Arbeitsweise der Heuschrecken? Das Prinzip basiert, wie eingangs erwähnt, ausschließlich auf der großen Finanzmacht der Investoren und dem Wunsch nach schneller Rendite. Am operativen Geschäft sind die wenigsten interessiert, was erklärt, dass sich Fonds wie Cerberus laufend in die unterschiedlichsten Branchen einkaufen. Was produziert oder serviciert wird, ist den Heuschrecken egal. Dafür ist das Renditeziel umso wichtiger, das mindestens zweistellig ausfallen sollte, andernfalls ein Engagement uninteressant wird.

Alles wird gut, avisieren „Heuschrecken“, wenn sie Unternehmen schlucken. Ein Zielkonflikt: Zweistellige Profitmargen generieren und Beschäftigung sichern – das AMS bekommt Arbeit. Foto: APA/Gindl

Die Heuschrecken suchen sich in Schwierigkeiten befindliche Unternehmen, solche mit hoher Schuldenlast, zersplitterten Eigentümerstrukturen, Unternehmen, die kein strategischer Investor haben will. Sie verschaffen sich über billige Aktien oder Schuldenübernahme Einfluss auf das Unternehmen. Die Hausbanken dieser Unternehmen haben nichts dagegen, denn schließlich werden sie ihre faulen Kredite los.

Nagen am Familiensilber

Wenn die Gläubiger dann mit niedrigen Quoten befriedigt sind, wird das übernommene Unternehmen gedrängt, die Forderungen aus dem Eigenkapital oder in Form von „Sonderdividenden“ aus der Substanz zu decken. Dem Heuschreckenopfer bleibt oft nichts anderes übrig, als Unternehmensteile zu verkaufen, Mitarbeiter zu entlassen und radikal einzusparen, um die Forderungen bedienen zu können. Ein Rechenbeispiel: Eine finanzkräftige Heuschrecke übernimmt im Zuge des Einstiegs bei der Firma X deren Schulden von zehn Mio. Euro und bietet den Gläubigern eine Quote von 40 Prozent. Diese, froh, überhaupt noch Geld zu sehen, nehmen an. Die Heuschrecke wendet damit zwar den Konkurs des Unternehmens X ab, bleibt aber im Besitz der Forderungen und will diese nun kurzfristig über maximal zwei, drei Jahre aus dem Eigenkapital von X zu zumindest 50 Prozent getilgt haben. Dem „geretteten“ Unternehmen bleibt also nichts anderes übrig, als Firmensilber zu verkaufen und die Heuschrecke zufriedenzustellen, die daneben auch noch saftige „Fees“ für die „Firmenrettung“ verrechnet. Sobald das Unternehmen auf diese Weise „kahl gefressen“ ist, lässt die Heuschrecke von ihrem Opfer ab und zieht weiter. Das Unternehmen ist dann vielleicht schuldenfrei, aber so zurechtgestutzt, dass es sich seine Marktstellung von ganz unten wieder neu erkämpfen muss, wenn es nicht vorher liquidiert wird. Dramaturgisch erinnert diese Handlungsweise sehr wohl an einen Heuschreckenüberfall.

Biblische Plagegeister

Die in Würde gealterten, populärkulturell interessierten Mitbürger unter unseren Lesern werden sich vielleicht an die griechische Progressiv-Rockband „Aphrodite‘s Child“ erinnern, die 1972 den bemerkenswerten Song *The Battle of the Locusts* (Die Schlacht der Heuschrecken) auf ihrem düsteren Album *666* veröffentlichte. Das Albumthema waren die biblischen Plagen aus der Offenbarung des Johannes, darunter eben auch das Phänomen der Heuschreckenschwärme. Es würde sich heute ganz gut als Begleitmusik für so manche Firmenübernahme eignen.

Finanzinvestoren als biblische Plagegeister? Viele halten die Analogie für weit übertrieben und verletzend. Außerdem sei die Verwendung von Tiermetaphern historisch belastet und daher problematisch: Man denke nur an Bezeichnungen wie „Ratten“ oder „Blutsauger“ in Bezug auf jüdische Bankiers im NS-Jargon, meinen die Mahner. Außerdem sei eine solche Interpretation der Tätigkeit von Heuschrecken-Fonds kulturell feindselig, weil sie anti-amerikanisch oder auch anti-britisch sei, beklagt die dortige Finanzwirtschaft. Mittlerweile hat sich in unseren Breiten eine gewisse Konzilianz herausgebildet: Es gebe ja nicht nur „böse“ Heuschrecken, sondern auch „gute“, versuchen sich Firmenchefs und Politiker das Phänomen der aggressiven Finanzinvestoren gutzureden.

Die heimische SPÖ ist seit der Übernahme der Bawag durch die „Oberheuschrecke“ Cerberus dabei sowieso in schlimmem Argumentationsnotstand.

Antonio Malony

economy
Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

Dossier – Tiere

Fremde Haut an Ärmel und Kragen

Kunstpelze haben mit Fellen tierischen Ursprungs oft mehr gemein, als ihren Trägern lieb ist.

Der Haufen, auf dem Marderhunde landen, nachdem sie lebendig gehäutet wurden, zuckt noch eine Zeit lang, Köpfe bewegen sich. Kristin Lepperd, Pelzkampagnen-Managerin beim US-Tierschutzverein „Humane Society“, weiß um Rhetorik, die in den Köpfen der Leute hängen bleibt. Ihrem Ziel, Konsumenten die Verwendung von Pelz ganz auszureden – immerhin gebe es genug modische und wärmende Alternativen –, ist sie dieser Tage nicht näher: „Lebendig gehäutet zu werden und dann als schnelllebiger, modischer Pelzbesatz zu enden, ist einfach grauenhaft“, beschreibt sie die Herstellung pelziger Zierleisten an Kapuzen oder Krägen.

Zu Jahresbeginn untersuchte „Humane Society“ 25 solcher Kleidungsstücke. Die Stichproben stammten von Handelsketten unterschiedlicher Preisklassen, darunter Macy's, Saks Fifth Avenue, JCPenney und Lord & Taylor. Das Ergebnis, zu dem man mithilfe einer Massenspektrometrie-Technologie der deutschen Universität des Saarlandes gelangte, überraschte nicht nur die Tierschützer: 24 Pelzbesätze waren falsch gekennzeichnet. Vieles hätte zumindest Kunstpelz sein sollen, so die Annahme der Designer und Handelsketten. Es stellte sich jedoch als Fell tierischer Herkunft heraus. Den Rest identifizierte man entgegen der angeführten Bezeichnungen wie Kojote oder Waschbär als Haus- oder Marderhund und Wolf.

Viele Produkte werden in China gefertigt, wo es, erklärt Leppard, keine Tierschutzgesetze gibt. Marderhunde, die Waschbären ähneln, jedoch zur Familie der Hunde zählen, werden dort zu Hunderttausenden gezüchtet und sind leicht verfügbar. Nach einer Schätzung des Vereins „Vier Pfoten“ werden in Asien jedes Jahr rund zwei Mio. Katzen und Hunde für die Pelzproduktion gezüchtet oder eingefangen. Die Felle werden oftmals modisch eingefärbt, was die Erkennung für den Konsumenten erschwert.

Keine Kennzeichnungspflicht

Doch auch in Geschäften weiß man über die angebotene Ware nur unzureichend Bescheid. „Viele Retailer sind sich nicht bewusst, mit welcher Ware sie es zu tun haben, wenn sie in China einkaufen“, ist Lepperd überzeugt. Import und Verkauf von Hunde- und Katzenfellen ist in den USA seit dem „Dog and Cat Protection Act“ vom Jahr 2000 zwar verboten, doch falsch gekennzeichnet schafft es die Ware doch ins Land. Hinzu kommt, dass bei Produkten „in relativ geringer Menge und mit niedrigem Wert“, so der Gesetzestext, keine gesonderte Kennzeichnung notwendig ist. Die Festlegung dieses Wertes wird der Federal Trade Commission überlassen, die diesen 1998 von 20 auf 150 US-Dollar (15 auf 112 Euro) anhob. Das öffnete eine Hintertür, durch die so manches passt.

„Humane Society“ schätzt, dass sich damit nach aktuellen Marktpreisen neun Chinchillas oder zwölf Opossums verarbeiten lassen. Sogar ein ganzer Bär ist um 150 US-Dollar zu haben. Ein Gesetzesvorschlag sieht daher eine Deklarationspflicht für sämtliche Pelzteile vor – wertunabhängig. Auch der Marderhund soll in die Liste verbotener Importe aufgenommen werden. Ohne engmaschigere Kontrollen dürften diese Maßnahmen jedoch zahnlos bleiben.

Eine noch vagere Situation herrscht in Österreich, wo ein Importverbot von Katzen- und Hundefellen fehlt. Man warte mit einer Regelung auf das Gesetz auf europäischer Ebene, sagt Iring Süss, Kampagnenleiter beim Tierschutzverein „Vier Pfoten“. Ein Verordnungsentwurf wurde von der EU-Kommission Ende 2006 verabschiedet, mit dem Inkrafttreten könnte ab 2008 zu rechnen sein.

Felle von Wolf, Marder, Hund oder Katze aus China werden in den USA und Europa oft als Kunstpelze verkauft. Foto: EPA

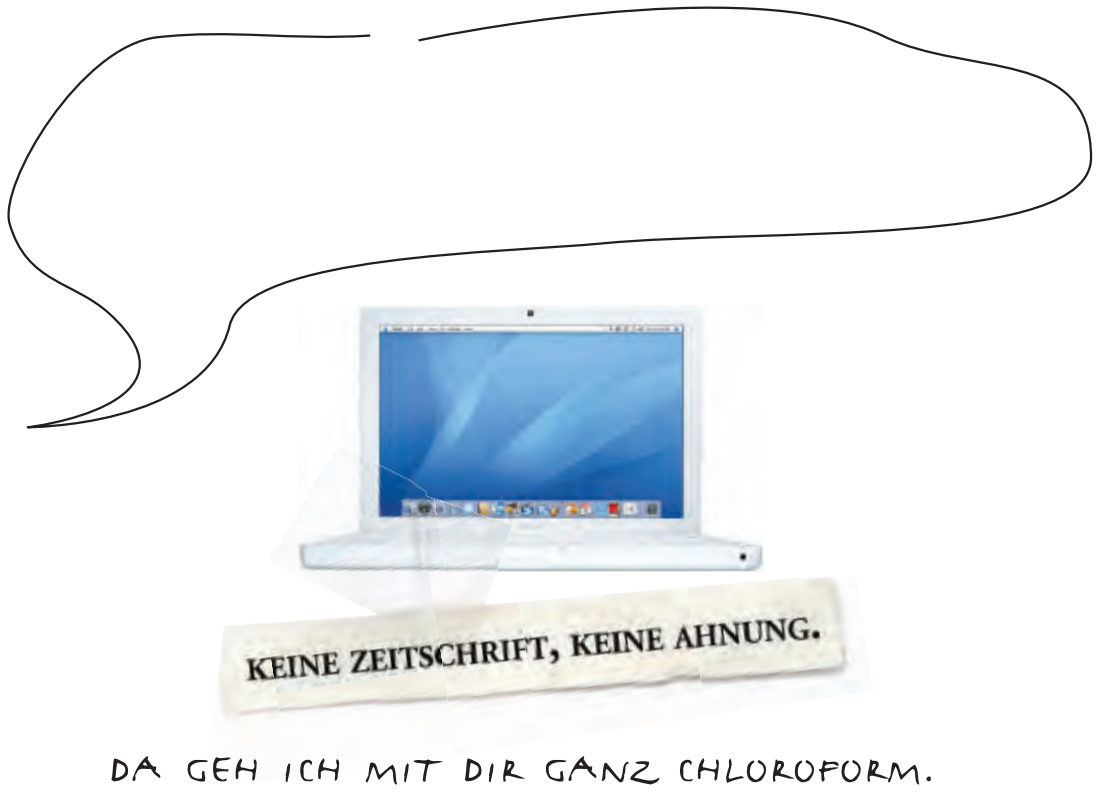
Es müssten auch hierzulande Pelze nicht deklariert werden, wenn diese nicht über einen Besatz hinausgingen. Eine genauere Definition der Dimensionen dieser Besätze fehlt zudem. „Es handelt sich dabei um sehr, sehr viele Produkte, genau jene, auf die der Konsument mehrheitlich zurückgreift“, resümiert Süss.

Gaewolf und Sobaski

Zwar scheint es zunächst ein wirtschaftlicher Widerspruch, echten Pelz an Krägen zu nähen, obwohl Kunstpelz in Auftrag gegeben wurde, doch der Schritt erklärt sich durch die bloße Verfügbarkeit. „Es ist daher wirklich günstig, echten Pelz auf Textilien anzubringen“, erklärt Tierschützerin Lepperd. Diese Sorglosigkeit deutet auch „Vier-Pfoten“-Mann Süss an: „Wofür Kunstpelz nehmen, wenn Echtpelze verfügbar sind“, lauten die Überlegungen der Hersteller. Weil jedoch kaum jemand Hund oder Katze am Kragen tragen möchte, werden diese mit Fantasiebezeichnungen wie „Wolf of Asia“, „Sobaski“, „Sobalsky“ oder „Gaewolf“ vertrieben. Konsumenten, die Pelz ablehnen, rät Lepperd zu einfachen Tests im Geschäft. Unter echtem Pelz ist stets eine dünne Lederschicht erkennbar. Auch leicht bewegliche Haare gelten zumeist als Hinweis auf eine tierische Herkunft.

Alexandra Riegler
Charlotte, NC/USA

TRAKTOR™



DA GEH ICH MIT DIR GANZ CHLOROFORM.

Welchen unglaublichen Spruch hast du schon gehört?
Schick ihn uns auf www.keineZeitung-keineAhnung.at und gewinn
ein MacBook (1.83 GHz) oder einen von vielen weiteren Preisen.

www.keineZeitung-keineAhnung.at

VÖZ VERBAND ÖSTERREICHISCHER ZEITUNGEN

economy
Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

EIN MITGLIEEIN MITGLIED DES VÖZ

Dossier – Tiere

Die Robbenschlacht

Kanadas Regierung und Robbenjäger stemmen sich mit allen Mitteln gegen Europa und die Tierschützer. Auf Europa-Tour wollte eine kanadische Kommission für die angelaufene Robbenjagd gute Stimmung machen. Die Auseinandersetzung der Widersacher ist ein Kampf um Emotionen – aber auch um viel Geld.

Blutspuren im Schnee, zurückgelassene Kadaver, mit Spitzhacken bewaffnete Jäger – genau so hat sich das Bild von der Robbenjagd in den Köpfen eingeprägt. Die kuscheligen Tierchen werden alljährlich im Zeitraum März bis Mitte April gejagt. Tierschützer laufen seit Jahren Sturm gegen das brutale Abschlachten der Robben im Nordosten Kanadas.

5,8 Mio. der putzigen Tierchen soll es Schätzungen zufolge geben. Heuer sollen 270.000 Robben getötet werden, um 65.000 weniger als im Vorjahr. Vorsichtshalber. Weil aufgrund des warmen Winters das Packeis früher geschmolzen ist, sollen vermutlich Zigtausende junge Robben, die in den ersten Tagen ihres jungen Lebens noch nicht schwimmen können, ersoffen sein. Von einer Artengefährdung kann dennoch nicht die Rede sein. Kanadas Behörden haben seit gut 30 Jahren die Fangquoten festgelegt – auch auf Druck der Gegner der Robbenjagd. In den 1970er Jahren hat es weltweit regelrecht einen Robbenfell-Boom gegeben. Objekt der Begierde waren die Felle der Whitecoat-Robben, die in den ersten drei Wochen, nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, ein schneeweißes Fell besitzen, das erst später angraut. Seit 1987 ist die Jagd nach der weißen Robbenspezies aber verboten.

Humane Pirsch

„Wir tun alles Erdenkliche, um die Jagd so human wie möglich zu machen“, erklärt Loyola Sullivan, Kanadas Sonderbotschafter für Fischerei. Gemeinsam mit Wissenschaftlern der kanadischen Regierung und Robbenjägern war der Sonderbotschafter, selbst aus einer Robbenjägerfamilie stammend, ab Ende März fast drei Wochen auf Goodwill-Tour durch Europa. Der Schrecken angesichts des Gemetzels, das in Neufundland an Kanadas Ostküste – „The Front“ genannt – und im Golf am St. Lorenzstrom stattfindet, soll so genommen werden. Mit gutem Grund. Europa will für Robbenfelle und aus Robbenfleisch gewonnene Produkte, die Bestandteile von Medikamenten oder Nahrungsergänzungsmitteln sind, die Grenzen dichtmachen. Belgien hat 2006 ein Importverbot verhängt. EU-Umweltkommissar Stavros Dimas hat, gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse, das Importverbot für die EU im März gerade noch vor Beginn der Jagdsaison abgelehnt. Noch!

Der Wirbel der Tierschützer ist aus Sicht der Kanadier naturgemäß unbegründet. „Es ist Zeit, dass endgültig die Wahrheit ans Licht kommt“, erklärt Sonderbotschafter Sullivan. Der Kampf gegen die Robbenjäger wird durch „bestimmte Organisationen“ bewusst manipuliert. Von Missbräuchen sei da die Rede und von Hilfskräften, die im Rausch die Tiere abschlachten würden. Und dass es immer wieder auch zu Tötungen der weißen Robben komme, die auf dem Index stehen.

„Wer zur Robbenjagd will, muss seine Eignung nachweisen“, versucht Robbenjäger Mark Small Vorurteile zu entkräften. „Die Jäger müssen eine Qualifikation vorweisen und beweisen, dass sie von der Robbenjagd eine Ahnung haben. Und dies wird auch von Behörden überprüft“, bekräftigt Small im Gespräch mit *economy*. Die Einhaltung der Vorschriften werde aus der Luft mittels Helikopter und Flugzeugen sowie von Land durch Ranger mit Hundestaffeln überprüft. Ein Pfusch hätte außerdem den Nachteil, dass die Felle einen zu geringen Erlös bringen würden.

Stein des Anstoßes ist die aus Sicht der Veterinärmediziner als fachmännisch bezeichneten Jagdmethoden mit Gewehr sowie der „Hakapik“, einer Hacke, mit der die Tiere erschlagen werden und nach Meinung der Tierschützer elendig zugrunde gehen. „95 Prozent der Robben werden geschossen, nur fünf Prozent werden mit der Hacke getötet“, erklärt Gerry Stenson, Forschungsleiter für Säugetierforschung des Marine- und Fischereiministeriums in Kanada. Beide Tötungsmethoden seien durch internationale Veterinärmediziner und unabhängige Kommissionen anerkannt.

Rund 14.000 Jagdlizenzen wurden in Kanada erteilt. Ein beträchtlicher Teil der Lizenzen wird von ihren Inhabern aber nicht genutzt. Wie viele ihr Recht ruhen lassen, konnten die Robbenjagdlobbyisten nicht sagen. Hobbyjäger, die sich mit Gewehr oder Spitzhacke auf die Pirsch begeben, dürfen pro Jagdsaison fünf Robben töten.

Die Robbenjagd rückt stärker in den Fokus des Pelzhandels. Sehr groß ist die Nachfrage aus Asien und Russland. Foto: EPA

Goldene Geschäfte

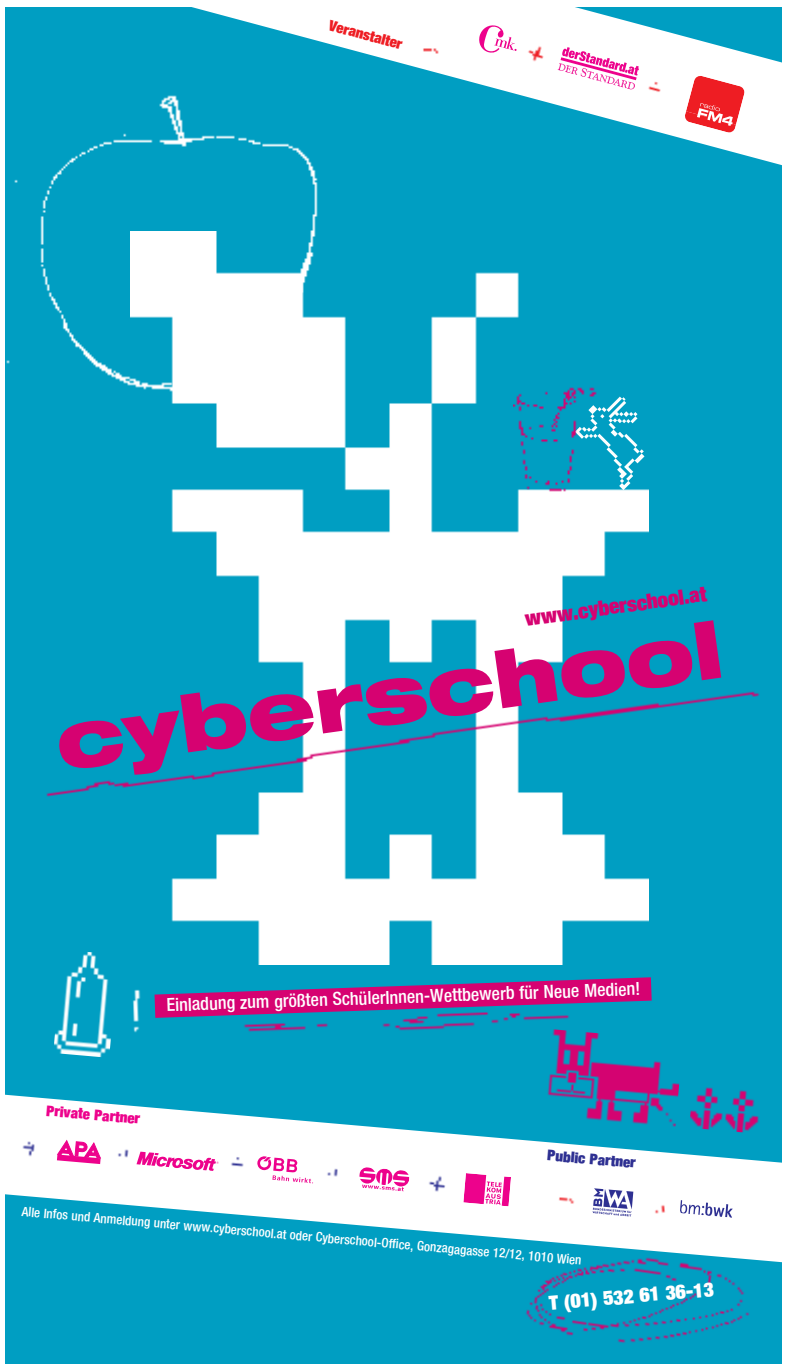
Die Robbenjagd lohnt sich allemal – angeblich mehr für Schiffsbesitzer denn für Jäger. Der Preis der Robbenfelle ist seit dem Jahr 2000 ständig gestiegen. Die Nachfrage boomt. Wurden im Jahr 2005 für ein Fell noch 55 US-Dollar (41 Euro) bezahlt, kletterte der Preis binnen Jahresfrist bis zum Frühjahr 2006 fast um das Doppelte auf den Allzeithöchststand von 97 US-Dollar (72,45 Euro). Heuer wird der Preis etwa 30 Prozent niedriger sein. Bei weniger Menge ein niedrigerer Preis – ein Widerspruch angesichts eines später zu einem Luxusgut verarbeiteten Produkts, weil der Preis aufgrund der auf 270.000 Robben reduzierten Fangquote eher höher sein müsste? „Die Preise waren im Vorjahr einfach zu hoch“, erklärt Robbenjäger Small. Heuer handle es sich nur um eine Preiskorrektur. Was aber nichts daran ändert, dass die Nachfrage aus Russland sowie Asien, besonders aus China, unverändert groß ist. In Europa sind Pelzhändler und Kürschner aus Griechenland und Norwegen noch immer die Hauptabnehmer. Die Robbe ist für die Jäger ein lukratives Geschäft, wenngleich sie damit nur ein Drittel ihres Einkommens erzielen. „Würden wir die Robbenjagd verbieten, hätten viele Menschen keine Lebensgrundlage mehr“, erklärt Sullivan, „und außerdem gefährden die Robben die Fischbestände an der Ostküste Kanadas.“ Eine jahrhundertealte Tradition würde man somit aufgeben. „Wir würden den Stolz und die Tradition der Inuit und somit das Volk vernichten“, meint Sullivan. Eine Folge davon wäre, dass sie in die gut 4000 Meilen entfernten Städte der Provinzen Alberta und Ontario abwandern müssen. Von „Robben-Watching“ in Anlehnung an das Bewundern von Walen in wärmeren Regionen könne niemand leben. Das Thermometer fällt zur Robbenjagd auf 20 bis 40 Grad unter null. Kaum erwärmend. Alternativen zur Robbenjagd gebe es in der kargen Region nicht.

Den letzten Joker

Der Streit mit den Tierschützern dürfte auch angesichts der hervorragenden Marktchancen in die nächste Runde gehen. Dass den Robbenjägern die Argumente ausgehen, behaupten Greenpeace und der IFAW (International Fund for Animal Welfare), deren Argumente bei Gesprächen mit der kanadischen Kommission in Berlin kaum Gehör fanden. „Die Kanadier haben keine Argumente mehr. In ihrer Verzweiflung wird sogar die Karte der Ureinwohner Inuit gespielt“, erklärt Ralf Sonntag vom IFAW in Deutschland. „Das ist ein falsches Spiel.“ Die Inuit leben im Norden Kanadas. Die Robbenjagd findet aber im Süden und an der Ostküste statt. „Und mit der kommerziellen Jagd haben die Inuit nichts zu tun. Dagegen, dass die Ureinwohner Robben fangen, haben wir nichts.“

Die Robbenjagd wird weitergehen – trotz der Proteste. „Wir haben nicht vor, die Robbenjagd aufzugeben. Es wird sie immer geben“, gibt sich Robbenfischer Smell optimistisch.

Thomas Jäkle



Leben

Hunde-Sitting: Erziehung und Tagesstätten nun auch für Hunde

Gassi gehen und Geld verdienen

Die Zeitnot der Hundehalter erschließt neue Berufsfelder: professionelles Dogsitting etwa.

Beatrix Beneder

Der Golden Retriever liegt immer noch voll im Trend. Österreichweit sind 560.000 Hunde gemeldet, ein weiteres Drittel wedelt illegal herum. Laut Imas-Verbraucheranalyse ist dem Menschen „sein bester Freund" hierzulande jährlich um die 1100 Euro wert. Die größten Anteile enfallen auf den Napf, es folgt der Tierarzt, und der Rest geht für Leine, Halsband und andere Accessoires drauf. Zahlenmäßig ist Dogsitting, also die Betreuung der geliebten Vierbeiner, kaum von Relevanz, aber „viechologisch" umso wichtiger, weil es artgerechte Tierhaltung erfordert.

Problemzonen wie die freudlose Hundekot-Debatte illustrieren die massiven Veränderungen in der hunderttausendjährigen Mensch-Hund-Beziehung. Nur noch selten ist er Wächter oder Jagdgefährte, meistens gilt er als ganz normales Familienmitglied: Er bekommt einen Namen, schläft schon mal im Bett, manche kleiden ihn sogar mit dem neuesten Chic ein, er wird gefüttert, und es wird mit ihm spazieren gegangen. Letzteres oft zu selten: Zweimal täglich „Speed-Pinkeln" reicht einem Hund nicht aus, der nötige Auslauf und allgemeine Zeit für den vierbeinigen Liebling bleiben in der Hektik des Berufsalltags meist auf der Strecke.

Reich wird man mit Dogsitting nicht. Aber es bietet die Chance, aus einer Leidenschaft einen Beruf zu machen. Foto: APA

All inclusive

„Ein Hund sollte nicht länger als sechs Stunden allein sein", meint Sonja Dirniger, Gründerin von Dogsitter.at. Ein Vormittag in Hundegesellschaft kostet inklusive Abholung um die 40 Euro. Hier wird dem Tier alles geboten, was zu einem richtigen Hundeleben gehört: hündisch „Zeitung lesen", also schnüffeln, und Rudelerfahrung, also rangeln, rennen und herumtollen mit Artgenossen.

„Das Geschäft läuft gut an, ich liege 30 Prozent über dem Businessplan", spricht die vormalige Controllerin die finanzielle Seite an. „Die Kundenanbahnung beginnt im Internet, weil dieser Service aktiv nachgefragt wird, alles Weitere ist Mundpropaganda." In Zukunft will Dirniger vermehrt Touristen mit tierischen Begleitern ansprechen. „Die Gäste können dann mit gutem Gewissen einen ganzen Nachmittag im Museum sein oder ein Konzert besuchen." Eine Wunschvorstellung wäre ein „Haus für Hunde", wie sie es in Manhattan in der US-Metropole New York kennengelernt hat. Da wird für die Bedürfnisse beider gesorgt.

Gutes Hundebenehmen

Neben Hundebetreuung gewinnt Tiertraining an Bedeutung, zumal Problemhunde, wie jene, die ständig bellen, oft eine Folge des Alleinseins sind. „Der Druck von außen wird immer größer, einen gut erzogenen Hund zu haben, teilweise sind die Leute recht aggressiv gegen Hunde. Das Zusammenleben ist schwieriger geworden, wenn ich an den Umgang mit Joggern und Radfahrern denke", erklärt Margit Dunkl vom Österreichischen Kynologenverband. Die medial inszenierte Angst vor dem Kampfhund läge nicht am Hund, sondern an Erziehungsmängeln. „Wenn ein Hund im Ehebett liegt und knurrt, wenn das Herrl seine Frau angreift, und ihm da keine Grenzen gesetzt werden, darf man sich nicht wundern, wenn der mal in der Zeitung steht."

www.dogsitter.at

Karriere

Der Universitätsrat bestätigte in seiner 23. Sitzung den amtierenden Rektor **Christoph Badelt** (56) in seinem Amt und wählte ihn erneut zum Rektor der Wiener Wirtschaftsuniversität. Das fünfköpfige Gremium unter der Leitung von Ernst Theimer, dem Magistratsdirektor der Stadt Wien, folgte damit einstimmig dem Antrag des Senats. Badelt, Präsident der österreichischen Rektorenkonferenz und Professor für Wirtschafts- und Sozialpolitik, wird somit am 1. Oktober eine weitere Amtszeit bis 2010 an der Spitze der größten wirtschaftswissenschaftlichen Hochschule Europas antreten. Er fungiert bereits seit März 2002 als Rektor. Foto: WU Wien

Thomas Blühberger (45) übernimmt von S&T kommend die Position des Leiters New Business der Abteilung Enterprise Solution Sales bei Data Systems Austria (DSA). Seine Aufgabe ist es, für das Hardware- und Infrastrukturgeschäft neue Kunden zu gewinnen. Die mitgebrachten Erfahrungen mit verschiedenen Hardware-Anbietern unterstützen die neue Multivendor-Strategie des österreichischen Software- und Systemhauses. In den kommenden Monaten wird Blühberger ein Team zu seiner Unterstützung aufbauen. Bei S&T Austria war er als Sales Manager für die General Accounts zuständig. Foto: DSA

Martin Kleindl (36) wird Manager der Business Unit Retail des Systemhauses ACP. Er übernimmt damit eine neu geschaffene Business Unit für Branchenlösungen im Einzelhandel. Kleindl kommt von Oracle, er ist Spezialist für betriebswirtschaftliche Software und wird die Marktposition von ACP in dieser Sparte ausbauen. Zudem will Kleindl die Handelslösungen künftig auch in Deutschland vertreiben, wo das österreichische Systemhaus sechs Standorte besitzt. Vor seiner Tätigkeit bei Oracle war Kleidl beim ERP-Anbieter Intentia tätig. *kl* Foto: ACP

Leben

Notiz Block

Uni Innsbruck baut Angebot aus

Das Studienangebot der Universität Innsbruck soll an die Bedürfnisse der Südtiroler Studenten weiter angepasst und das neue Südtiroler Landesgesetz zur Forschung und Innovation umgesetzt werden. Diese Schwerpunkte diskutierte das Kontaktkomitee bestehend aus Vertretern der Uni Innsbruck, dem Land Südtirol sowie der Südtiroler Hochschülerschaft. Margaretha Friedrich, Vizerektorin für Lehre und Studierende an der Universität Innsbruck, erklärte, dass eine Aufstockung der ECTS-Anrechnungspunkte auf 120 Credit Points vorgesehen sei. Dies sei für die Anerkennung der Studientitel in Italien notwendig. Die Vizerektorin wies weiters darauf hin, dass die betroffenen Master-Studien spätestens ab 2008 vollständig auf die Erfordernisse der Notenwechsel umgestellt sein würden. Manfried Gantner, der Rektor der Universität Innsbruck, betonte, dass die Hochschule sehr gerne an der Umsetzung und Ausgestaltung des Südtiroler Forschungsgesetzes mitarbeite. Er informierte über die Initiative der Universität Innsbruck, ein Forschungsprojekt mit dem Inhalt „Südtiroler Studierende in Innsbruck“ zu vergeben. Dieses Projekt soll Aufschluss über die volkswirtschaftlichen Auswirkungen von Südtiroler Studierenden in Tirol geben.

Frauen werden anders behandelt

Frauen kommen in Deutschland nach einem Herzinfarkt im Durchschnitt eine halbe Stunde später als Männer in ein Krankenhaus. Hauptgrund ist, dass weibliche Infarktpatienten häufig andere Symptome haben, die gerne missgedeutet werden. Während sich die lebensbedrohliche Erkrankung bei Männern meist mit Schmerzen hinter dem Brustbein äußert, haben Frauen oft erst einmal Beschwerden im Bauch, Kiefer oder Nacken, wie das Apothekenmagazin *Senioren Ratgeber* berichtete. Das Problem werde sowohl von Ärzten als auch von den Frauen selbst unterschätzt, kritisierte die Kardiologin Verena Stangl von der Berliner Charité. Zu diesem Problem gehört nach Angaben der Expertin auch, dass Frauen bei einem Infarkt eine auf sie zugeschnittene Therapie brauchen. Meistens kämen sie mit niedrigeren Dosen der Medikamente aus. „Das Drama ist, dass Frauen meist behandelt werden, als seien sie kleine Männer.“

Technik überfordert viele

Nicht nur Nostalgiker erinnern sich gerne an die Zeit zurück, als ein Telefon noch ein Telefon war. Heute kann fast jeder mit seinem Handy Fotos machen, Nachrichten verschicken, fernsehen, im Internet surfen und sich an Geburtstage der Freunde erinnern lassen. „Man kann damit alles machen außer bügeln“, sagt Lothar Mühlbach im Scherz. Theoretisch zumindest. Denn der Soziologe untersucht am Fraunhofer Institut für Nachrichtentechnik, ob normale Menschen die Technik auch verstehen. Und seine Ergebnisse fallen meist verheerend aus: „Das meiste ist viel zu komplex. Das Grundproblem ist, dass die Entwickler versuchen, immer mehr in die Geräte reinzupacken“, sagt Mühlbach. „Doch die Masse der Leute will gar nicht so viele Funktionen, die die Bedienung behindern.“ Und das ist keineswegs nur eine Frage des Alters, betont der Forscher. Zwar sind gerade ältere Menschen von der neuen Technik schnell überfordert. Was aber nicht heißt, dass die Jüngeren alles verstehen. „Die sehen Bedienprobleme nur häufiger als Herausforderung.“ Dabei geht es auch anders. Beim Auto zum Beispiel. „Jeder Autofahrer kann im Prinzip mit jedem Wagen losfahren. Das Lenkrad ist immer vor der Nase.“ *APA/kl*

Starke Alphatiere: Natürliche Rangordnung – Jagen im Rudel

Wo Topmanager lernen, mit den Wölfen zu heulen

Wenn die Zeiten wirtschaftlich härter werden, richtet sich der Fokus der Management-Berater sehr gern auf das Tierreich – und dessen Erfolgsrezepte im Kampf um die Existenz.

Jakob Steuerer

Das Tierreich scheint in der Management-Beratung neuerdings Hochkonjunktur zu haben. „Was Manager von Wölfen lernen können“, so betitelte etwa das *Hamburger Abendblatt* kürzlich einen ausführlichen Report über ein Führungskräfte-Seminar im Wildpark Lüneburger Heide. Die Kosten dieses wölfischen Erlebniscoachings: ein Tagessatz von 950 Euro plus Mehrwertsteuer. Der Journalist Mark Hübner-Weinhold zeigt sich vom Sozialverhalten der Grautiere jedenfalls total begeistert: „Jeder hat seine Aufgaben. Und alle reagieren äußerst flexibel. Ein Wolfsrudel ist das perfekte Team – und damit ein Vorbild fürs Unternehmen.“

Aus dem Tierreich holt man sich Anleihen für Führungsverhalten in Organisationen – was sehr umstritten ist. Foto: Photos.com

Jagen und erlegen

In welcher Hinsicht genau, das bringt der Management-Trainer Rainer K. Lessing, der auch die Idee zu diesem Workshop hatte, auf den Punkt: „Die Urmenschen haben den Wölfen abgeschaut, wie sie intelligent und energiesparend aus einer wandernden Herde von Huftieren, also Hirschen, Büffeln oder Elchen, im Rudel Beute jagen und erlegen.“ Und entscheidend für diese wölfischen Jagderfolge sei „die hohe Sozial-Intelligenz des Alpha-Wolfspaares und der gesamten Organisation des Rudels“.

Was einen Wolf zum Alphatier letztlich qualifiziert? Indem er sich den Top-Platz in dieser „dynamischen Hierarchie“ erkämpft. „Solche Rangordnungskämpfe können brutal sein. Ein Angriff kann ohne Vorwarnung, ohne gefletschte Zähne, Knurren oder aufgestellte Nackenhaare erfolgen. Dabei ist sogar die Beißhemmung der Wölfe herabgesetzt: Verletzungen sind manchmal tödlich.“ Homo homini lupus: so die „Management-Weisheit“ im Originalton.

Nun, angesichts solch atavistischer Rollenvorbilder für probates Führungsverhalten scheint zumindest eine logische Folgerung nicht leicht von der Hand zu weisen sein: Wenn die Zeiten wirtschaftlich härter werden, dann blüht auch der Sozial-Darwinismus wieder auf – und dies mitten in der Wohlstandsgesellschaft. Längst überwunden geglaubte Einstellungen und Werte erleben unreflektiert ein Revival: „Wölfe durchlaufen wie Menschen einen Sozialisierungsprozess. Beim Hineinwachsen in die Rangordnung des Rudels erlernen sie Regeln und erkennen, wo ihr Platz ist.“

Die apodiktisch vorgetragene Folgerung daraus, zumindest sah man dies so beim Führungskräfteseminar: Die Schulterstücke oder Goldlitzen eines Offiziers haben keine andere Bedeutung als die würdevoll hoch getragene Rute des Alphawolfes. Menschen stecken ihre Landesgrenze mit Grenzsteinen ab, ein Wolf markiert sein Territorium mit Harn und Kot. Eindringlinge werden gleichermaßen aggressiv behandelt. Seriöse Management-Vordenker wie der St. Gallener Top-Berater Fredmund Malik weisen solche Denkmuster jedenfalls energisch zurück: „Mit guter Betriebsführung haben derlei Bilder nichts zu tun, sie sind völlig untauglich. Und wer sie verwendet, beweist damit nur, dass er sehr wenig von Führungsfragen – zumindest in unserer modernen Welt – versteht. Management, die Führung einer Organisation, ob das ein Unternehmen oder eine Organisation außerhalb der Wirtschaft ist, handelt von einer ganz anderen Situation: Das sind keine Wolfsrudel, das sind keine Büffelherden mit ihren jeweiligen Alphatieren.“

Schnappschuss

Kohle für Computerführerschein

Im Jahr 2004 wurde die European Computer Driving Licence (ECDL) barrierefrei von Microsoft Österreich initiiert, um Menschen mit Behinderungen einen erleichterten Zugang zu Computern zu ermöglichen. Mit einer neuerlichen Spende von 35.000 US-Dollar (26.000 Euro) aus seinem weltweiten Unlimited-Potential-Programm sichert Microsoft die Fortsetzung dieses Vorzeigeprojekts. Im Bild Thomas Lutz (Unternehmenssprecher Microsoft Österreich, links) bei der Übergabe an Gerald Futschek (Präsident der Österreichischen Computergesellschaft, Mitte) und Robert Kristöfl (BMUKK). *kl* Foto: Microsoft

Leben

Reaktionen

Schlaganfall

In Anlehnung an Ihren Schwerpunkt „Medizin“ in *economy 31* würde es mich freuen, wenn Sie folgende wichtige Information für Schlaganfallpatienten veröffentlichen könnten: Schlaganfallbetroffene werden in der Regel nicht darüber informiert, dass sie Anspruch auf folgende Vergünstigungen haben: Befreiung von der Telefongrundgebühr. Noch mehr ins Gewicht fällt die Befreiung von der motorbezogenen Versicherungssteuer. Sehr interessant in diesem Zusammenhang ist, dass in meinem Fall keinerlei Beratung von irgendeiner Stelle, weder seitens der Krankenhäuser noch der Versicherungen, erfolgt ist.
Rudi Petnig, Lustenau

Biotech-Prothesen

Ich finde die neue Serie „Vom Forschungsprojekt zum Produkt“ gut. Die beschriebenen Beispiele zeigen, wie sinnvolle Schnittstellen zwischen Universität, Forschung und Unternehmen die gewünschte Wertschöpfungskette bis zum volkswirtschaftlichen Nutzen verwirklichen. Das in der letzten Ausgabe vorgestellte Biotech-Prothesen-Projekt ist auch ein weiteres Beispiel, das die Schwerpunktsetzung im Biotech-Bereich in Wiens und Niederösterreichs Spitzenforschung hervorbringt.
Martin Nekolar, Wien

High-Tech oder was?

Ich kann mich nur wundern, wie derart unterschiedlich die Positionen der beiden Experten Leo (Wifo) und Schibany (Joanneum Research) sind. Einmal mehr wird hier die Problematik des abstrakten Begriffes „Innovation“ widergespiegelt. Der eine versteht ihn so und der andere diametral anders. Und beide besetzen Innovation fälschlicherweise überwiegend mit Technik.
Michaela Kohnert, Graz

Erratum

In *economy 31*, Seite 6, wurde im Artikel „Alles High-Tech oder was“ aus Andreas Schibany in Folge ein falscher Andreas Schipany. Dafür wollen wir uns entschuldigen.
Die Redaktion

Schreiben Sie Ihre Meinung an Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien. Sie können Ihre Anregungen aber auch an redaktion@economy.at schicken.

Im Test

Nokia N93i, irgendwie besser

Das Nokia N93 ist zwar schon länger auf dem Markt, wurde jedoch vor Kurzem im Produktnamen um den Buchstaben „i“ erweitert. Was das in der Praxis heißt, lesen Sie hier.

Bei den Telefonfunktionen macht dem N93i kein Konkurrent so leicht etwas vor. Nummern lassen sich zum Beispiel auch per Sprache wählen. Eine gut gemachte Kontaktverwaltung speichert beliebig viele Adressen mit über 40 möglichen Untereinträgen vom Zweitwohnsitz über verschiedene Mail-Adressen bis hin zum Spitznamen. Zudem können Sie jedem Kontakt auf Wunsch einen eigenen Klingelton zuweisen. Das Ganze funktioniert übrigens auch bei Kontaktgruppen. Mit bis zu 26 Profilen lässt sich das Handy nahezu auf jede Umgebung und Situation einstellen. Das integrierte Diktiergerät nimmt Klänge oder andere akustische Ereignisse auf, die Sie auch als Klingelton nutzen können. Allerdings sind die Aufnahmen auf eine Minute beschränkt.

Wer mit dem N93i Daten versenden oder empfangen möchte, hat viele Möglichkeiten. So lassen sich Bluetooth, USB oder WLAN – auch 802.11g mit 54 Megabit/s – nutzen. Zudem steht eine Infrarotschnittstelle zur Verfügung. Über UMTS-Videotelefonate braucht man nicht viel zu erzählen. Das Surfen im Web ist durch einen gelungenen Browser sogar sinnvoll. Websites werden recht zügig aufgebaut. Die Navigation erfolgt über Mauszeiger und 5-Wege-Taste. Noch schneller surft man per WLAN. Die Verbindung zu solchen Netzen funktioniert eigentlich problemlos. Beim N93i befindet sich eine Speicherkarte (ein Gigabyte) im Lieferumfang. Ab Werk sind inklusive Telefonspeicher noch 998 Megabyte für eigene Inhalte verfügbar.

Als Smartphone fehlt dem N93i neben einer Qwertz-Tastatur auch die Möglichkeit zum Bearbeiten von Office-Dateien. Mit dem integrierten Quickoffice-Viewer können Sie Office-Dokumente zwar öffnen, nicht aber bearbeiten. Im Office-Ordner finden sich zudem ein Einheiten- und Taschenrechner, ein PDF-Reader, Zip-Programm und Barcode-Scanner. Hobby-Filmer bekommen mit dem „i“ ein durchaus nützliches Werkzeug an die Hand. Bis zu 60 Minuten lange Videos können in VGA-Qualität (640 mal 480 Pixel) auf die Speicherkarte gebannt werden. Ein digitaler Bildstabilisator soll dabei für ein ruhiges Bild sorgen. Die eigenen Werke können mittels Adapterkabel auf dem heimischen Fernseher abgespielt weden. Eine Videokamera lässt sich damit nicht ersetzen, für das schnelle Youtube-Video zwischendurch ist die Qualität passabel. Im Fotomodus stehen 3,2 Megapixel durch ein Zeiss-Objektiv zur Verfügung. Die Fotoqualität ist annehmbar, jedoch ist die Auslösezeit für Schnappschüsse eindeutig zu lang. Obwohl das Gerät jetzt kleiner ist und besser in der Hand liegt, ist es dennoch ein Klotz in der Hosentasche. Dafür ist das Display eine Augen-, die Menüführung eine Finger- und das Betriebssystem an sich eine Ganglienfreude. Fotos: Nokia

Klaus Lackner
www.nokia.at

Buch der Woche

Der Weg aus der Stress-Falle

30 Jahre ist es her, seit die „Seminar-Ikone“ Vera F. Birkenbihl das Buch „Freude durch Stress“ erstmals herausbrachte. Dank des ewig modernen Themas und der Beliebtheit der Autorin ist man nun bei der 15. Auflage angelangt. 90.000 Exemplare wurden laut Klappentext schon aufgelegt. Legt man das auf Einwohner um, könnte man sagen, dass ganz Klagenfurt das Buch gekauft hat.

Wie soll man da etwas Kritisches zu diesem Buch äußern? Nicht nur Karl Lagerfeld sagt: „Wer Erfolg hat, hat recht“. Also ein gutes Buch? Zumal man als Journalist bekanntlich nicht gerade stressresistent ist und immer wieder nach Mitteln und Wegen sucht, auch in Büchern, sich der Alltagshektik zu entziehen?

Birkenbihl, deren Bücher in den Regalen vieler Manager stehen, manche würden sogar sagen: stehen sollten, beschreibt den Unterschied zwischen destruktivem Stress (Distress) und „vitalisierendem und lebensnotwendigem Stress“ (Eustress). Ersterer verursacht bekanntlich nicht nur seelische Probleme, sondern kann auch zu Herz-Kreislauf- oder Magen-Darm-Erkrankungen führen. Letzterer führt zu Gesundheit, Zufriedenheit, Glück, laut Birkenbihl sogar zur „Ekstase“. Er wird vor bevorstehenden Ereignissen wie Hochzeiten oder Geburten empfunden. Die Autorin beruft sich auf den Österreicher Hans Selyes und seine Stresstheorien.

Sie stellt aber auch Techniken zur Bewältigung von Stress vor – durchaus nachahmenswert. Und will offenbar das Übel an der Wurzel packen. Ein Anfang wäre schon getan: die persönliche Stressbelastung und die eventuellen Ursachen – Arbeit, Kollegen, Partnerschaft, Geld – mithilfe eines Tests zu überprüfen. Die Autorin zeigt einen Weg auf, bietet aber selbstverständlich keine Lösungen an. *Christoph Huber*
Vera F. Birkenbihl:
Freude durch Stress
aktualisierte Auflage,
mvg-Verlag, Heidelberg
2006, 6,90 Euro
ISBN 978-3-636-07102-6

Termine

● **IT-Security intensiv.** „Infosec Week“ ist eine Konferenz für Teilnehmer mit hohen Ansprüchen in Sachen Information Security, die die S&T-Unternehmensgruppe Mitte Mai in Zagreb veranstaltet. Internationale IT-Security-Experten sowie Kapazunder aus themenverwandten Gebieten wie Business Continuity, IT-Forensik und Netzwerksicherheit präsentieren dort aktuelle Trends, Detailwissen, Referenzprojekte und Zukunftsperspektiven. Die Teilnahmegebühren variieren nach Vortrag.
www.infosecweek.com

● **Rechtswert.** Erstmals findet in Karlsruhe ein Kongress statt, der interdisziplinär grundlegende juristische und gesellschaftspolitische Fragen aufgreift. „Wert Urteile – Judging Values“ lädt vom 9. bis 11. Mai über 50 internationale Experten ein, um Leitthemen der aktuellen europäischen Wertedebatte auszuloten. Fokussiert werden Themen wie der Umgang mit religiösen und kulturellen Symbolen, Zwangsheirat und Ehrenmorde, der Umgang mit menschlichen Embryonen in der Forschung, Sterbehilfe oder Ökonomie in der alternden Gesellschaft oder Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Tagungsbeitrag: 30 Euro.
www.werturteile.de

● **Biodiversität in Österreich.** Durch das Konsumentenverhalten und infolge unbefriedigender Erträge alter Pflanzensorten und Tierrassen wurde das Umfeld der landwirtschaftlichen Vielfalt stark beeinflusst. Alte Sorten und Rassen sind allerdings nicht nur genetisch von hohem Interesse. Sie haben sich in langen Generationenvon Zuchtarbeit sowohl an die Bedürfnisse der Menschen als auch an ihre Umwelt angepasst und stellen Basis und Rückhalt für die konventionelle Zucht dar. Zu diesem Thema wird am 28. und 29. Juni an der HBLFA in Raumberg-Gumpenstein im Rahmen einer Fachtagung diskutiert. Tagungsbeitrag: 30 Euro.
www.raumberg-gumpenstein.at

● **„Der“ Exportpreis.** Der 13. Österreichische Exportpreis 2007 wird im Rahmen des fünften Exporttages während der abendlichen Exportpreis-Gala im Wiener Liechtenstein Museum am 25. April in fünf Kategorien von Christoph Leitl, dem Präsidenten der Wirtschaftskammer Österreich, und Wirtschaftsminister Martin Bartenstein vergeben. Kandidaten sind unter anderen Austria Puma Dassler, BRP-Rotax, Frequentis, Handl Tyrol, Red Bull und Solvedirect.com.
www.wko.at

Leben

Christian Czaak

Der Mensch ist das Problem

14 Jahre einen Dobermann zu halten ist spannend. Und lehrreich. Für den Menschen. Der Tierinstinkt ist im Vergleich zum Menschen nicht zugedeckt, er muss ausgelebt werden. Damit gleich zum wichtigsten Punkt der artgerechten Haltung eines Hundes: Bewegung. Zweitens: Bewegung. Drittens: Bewegung. Drei Stunden pro Tag. 35 Kilogramm pure Power brauchen ein Auslassventil. Vierter Punkt: der Kontakt zu anderen Hunden, ohne Leine und Beißkorb. Damit er sich mit anderen Hunden messen, unterordnen oder selbst den Kopf auf einen anderen Nacken legen kann. Mehr passiert nicht. Und fünftens: regelmäßiger Kontakt zu Kindern und Menschen. Der Lohn für die Einhaltung dieser Regeln ist ein soziales Verhalten zwischen Tier und Mensch. Dobermänner haben den Ruf, gefährlich zu sein. Also ab in die Schule, um das Gefährliche zu kontrollieren. Im (städtischen) Lebensraum ist auch die notwendige Unterordnung Lerninhalt. Das ist wichtig – die Abrichtung zum „kontrollierten“ Schutzhund aber nicht. Da wird die natürlich vorhandene Beißhemmung genommen, der Hund lernt Menschen zu stellen, zu beißen, zu reißen, nicht mehr auszulassen. Verhalten, das absolut unnötig ist. Leider erfreuen sich 90 Prozent der (vorwiegend männlichen) Kursbesucher genau an solchen Szenen. Bis der Hund den Herrn vorm eigenen Kind schützt und diesem locker den Arm durchbeißt. Dobermann Jump hingegen hat statt kontrolliert zu schützen gelernt, nicht zu jagen, nicht auf den Gehsteig zu gackerln, den Kopf unterm Tisch zu lassen oder auf dem eigenen Polster zu schlafen. Selbstständig meine Mutter vor einem Überfall zu retten und ein gestürztes, weinendes Kind am Jackenkragen zur Mutter zu tragen, hat ihn sein Instinkt gelehrt. Das Tier ist primär einmal gut. Der Mensch braucht Kontrolle.

Beatrix Beneder

Hund statt Kind?

Wundern Sie sich noch, wenn Grußkarten auch im Namen des Familienhundes unterschrieben werden? Erhalten Sie auf die Frage: „Haben Sie Kinder?“ öfters zur Antwort: „Nein, aber einen Hund“? Kennen auch Sie eine leidenschaftliche „Hundemama“, wo das Viecherl im Bett schlafen darf ? Eine offensichtlich intimer werdende Mensch-Hund-Beziehung korreliert mit immer brüchiger werdenden menschlichen Beziehungen und steht unter Umständen sogar im Zusammenhang mit der sinkenden Kinderzahl. Selbst wenn es zynisch ist, fragen darf man wohl noch: Sind Hunde die besseren Kinder?

Zunächst zu den Ähnlichkeiten: Schmusen, Füttern, Frisieren, Präsentieren, Erziehen trifft für beide zu. Beim Sprechen gibt es Unterschiede, wiewohl eine Mutter genauso Babysprache lernen muss, wie das Frauerl üben muss, die Mimik ihres zotteligen Lieblings zu deuten.

Auch Wuffi trabt durch den klassischen westlichen Erziehungsparcours: In der Welpenschule lernt er „Unterordnung zu üben“, also Gehorsamsübungen wie „Sitz“, „Platz“ und „Steh“. Und Hundetagestätten übernehmen ebenso Sozialisationsfunktionen wie ein Kindergarten. Wer die Hundeschule erfolgreich absolviert und eine Ausbildung zum Gebrauchshund anstrebt (sei es für Therapie oder Rettung), ist bereit für die Pflichten des Erwachsenenlebens.

Bleibt noch der Hundeführerschein. Dabei legt der Hundehalter eine theoretische Prüfung über tiergerechte Hundehaltung ab, und im Praxistest wird die stressfreie Bewältigung von Alltagssituationen überprüft. Verpflichtend ist dieser Eignungstest bisher nur für tätlich gewordene Hundebesitzer. Eltern haben diese Art des Prüfungsstresses bislang nicht zu fürchten.

Hunde und Katzen sind mega-out unter Tierliebhabern. Der Kick kommt von Exoten, die nicht nur auf der Bereicherungsschiene daherkommen, sondern auch ihre Zähnchen zeigen. Foto: APA/R. Schlager

Exoten unter Palmen an der städtischen Riviera

Die Stadt sucht den Weg zurück zur Natur: ein tierisches Vergnügen.

Thomas Jäkle

Etwas verraucht war’s in dem Beisl kürzlich in Wien. Rauchfrei? Von wegen. Dicke Luft gab’s aber vor allem, weil ein Gast eine Raubkatze als Begleitung hatte. Einen Geparden. Hübsch, schlank, zierlich, wirklich edel, die angeleinte Miezekatze, die in der Natur gut 120 Kilometer schnell ist. Die Edelkatze ließ die Herzen höher schlagen. Aus Tschechien kommend wurde sie für Filmaufnahmen engagiert. Die schnurrende Lady war der Mittelpunkt im Beisl. Artgerecht? Aber ja. Die Raubkatze habe einen ordentlichen Biss, wenn sie zuschnappt, meinte ihr Begleiter.

Warum denn nur so pingelig? Bei den Hunden nehmen wir es ja auch nicht so genau. Selbst wenn die Vierbeiner allein in Wien Tonnen von Dreck pro Tag erzeugen, der abgeführt werden muss. Pudel, Schäfer oder Kampfhunde dürfen Straßen, Parks und Kinderspielplätze verschmutzen. Sie haben ja ihre Lobby mit den Rathausoberen im Begleitschutz hinter sich versammelt. Klar: Hunderln und Katzen spenden Trost, bewahren vor Einsamkeit. Beruhigen. Hunde können Wahlen entscheiden. Manche in Wien glauben das. Was ja so nicht ganz stimmt. Nähert sich der Wahltag, wird tierisch viel Kleinformatiges in die Köpfe der Menschen gepresst. Das eine oder andere Prozent soll so hin und her gerieben werden. Wahltechnisch bleibt unterm Strich dennoch alles eingerext. Und die heile Welt lebt.

Vom Paradies in die Stadt

Tiere, vor allem Hunde, haben in Wien stets Hochkonjunktur. Trotz Ärgernis für jenen, der zwischen Autos auf Weiches steigt, weil einer nicht ordentlich Gassi ging, den Dreck seines Tiers nicht einsammelt, wozu er per Verordnung verpflichtet ist. Man stelle sich vor, was wäre, wenn ein Knirps einem dringenden Bedürfnis derart freien Lauf lassen würde. Wo bleibt da die Lobby? London ist anders. Hundehalter werden empfindlich abgestraft, werden sie ohne Behältnis erwischt, in das Ausgestoßenes aufgenommen werden muss. Aber Hund und Katz sind nicht das Problem. Wüten doch wirkliche Gefahren im Verborgenen – durch Krokodil, Spinne, Piranha oder Schlange. Exotisches ist beliebt, solange es kuscht, erste Reihe, fußfrei im Wohnzimmer reserviert.

Das Meer mittels Sandstrand in urbane Zentren zu holen versucht man bereits in Wien. Eine Frage der Zeit (das Geld wird schon kommen) wird es sein, wann die ersten Palmen gepflanzt werden. Istanbul ist da etwas weiter. Mächtige Palmen ägyptischer Provenienz säumen Boulevards der Stadt am Goldenen Horn. Doch im Winterquartier zierten plötzlich Eierschalen die Palmentöpfe. Nicht von Henderln, sondern von Schlangen, die mit den Palmen emigrierten und in kuscheliger Wärme gebrütet haben. Zum Glück: Hund, Katz und Maus bekommen endlich Zeitgenossen – artgerecht, exotisch, mit Sommerflair. Ein Kick für die innerstädtische Riviera. Was will man mehr?

Consultant’s Corner

The Pet Theory

In 2000, pets entered the workplace to the point that it was a trend worthy of notice and evaluation. Texas A&M University Professor Dr. Bonnie Beaver commented that pets in the office were seen to improve performance, provide calmness, joy and were perceived as a benefit to sway an employee‘s decision to join or stay with a company, a factor critical during the war for talent. Common sense guidelines assured that allergies and hostile dogs were not issues. In 2005, the economy grew again, pets reentered the workplace and sources such as the *Pittsburgh Post-Gazette* and Kansas State University Professor Dr. Susan Nelson reported on the trend‘s benefits. Last week‘s *New York Times* pointed out that it is an emotional issue but one which is growing – „Take your dog to work day“ participation in North Carolina went from 300 companies in 1997 to 10,000 by 2005. Pet owners are again making decisions about joining an employer based on their policies. There is also no longer the onus of unprofessionalism especially when factoring in the increased number of pet owners and a longer work day, it is easier for them to be effective without neglecting their pet. Of course, I can hardly be called objective: I enjoy having my dog Emily with me every day. A great networker, she‘s not a bad manager either!

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners